

Rezensionen

Rezensionsschwerpunkt | Ältere Zeit (bis 1700)

The Clash of Cultures on the Medieval Baltic Frontier. Ed. by Alan V. Murray. Farnham [etc.]: Ashgate, 2009. XX, 394 S., 4 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-0-7546-6483-3.

Der Band untersucht die mittelalterlichen Kreuzzüge im heutigen Pommern, Finnland, Livland und Preußen. Er ist aus mehreren Tagungen in Leeds/UK hervorgegangen und setzt eine Vorgängerpublikation unter Murrays Herausgeberschaft aus dem Jahre 2001 fort (*Crusade and Conversation on the Baltic Frontier, 1150–1500*). Unter den Autoren befinden sich die „üblichen Verdächtigen“, will heißen: Es sind die einschlägigen Experten aller Generationen aus dem im Übrigen recht übersichtlichen Forschungsfeld vertreten. Sie stammen namentlich aus Kanada, Dänemark, Estland, USA, Finnland, Großbritannien und Lettland. Sechs von ihnen waren schon an dem 2001 veröffentlichten Sammelband beteiligt. Die anderen wurden neu hinzugewonnen. Dabei bleibt es jedoch schade, dass nicht wenigstens jeweils ein schwedischer, deutscher und russischer Forscher mitgeschrieben haben, denn es waren neben Dänemark gerade deren Sprachgebiete, von denen die Kreuzzüge ausgingen und maßgeblich getragen wurden. Dieser Mangel wird einzig dadurch ausgeglichen, dass die schwedischen, deutschen und russischen Quellen und Forschungen zum Thema in fast allen Beiträgen berücksichtigt wurden.

Insgesamt umfasst der Sammelband 17 Aufsätze, verteilt auf fünf thematische Blöcke, die als „*Culture and Identity*“, „*Crusade and Mission*“, „*Converting Landscapes, Converting Peoples*“, „*Catholicism and Orthodoxy*“, „*Warfare on the Baltic Frontier*“ betitelt sind. Wie bei allen solchen Gliederungen handelt es sich um den Versuch, die individuellen, in ihrer Gesamtheit recht heterogenen Themen notdürftig zu bündeln und so etwas wie einen roten Faden zu spinnen. Die Lösung dieser vor allem dem Herausgeber gestellten Aufgabe ist unterschiedlich gut gelungen. Bisweilen passen die subsummierten

Beiträge in die verordnete thematische Klammer; manchmal aber decken auch nur zwei der drei bis vier Texte das Thema ab, während die anderen Texte solitär bleiben.

Teil 1 (*Culture and Identity*) versammelt insgesamt vier Beiträge von MAREK TAMM, EVA EIHMANE, ANDRIS ŠNĒ und PHILIP LINE. TAMM widmet sich der narrativen Integration der eroberten Landstriche in den christlichen Diskurs, wobei er das alte historiographische Dilemma betont, dass westliche Berichte und Darstellungen der baltischen Kreuzzugsgebiete eher etwas über die mentale Verfassung westlicher Autoren als über die beschriebenen Gebiete selbst aussagen. Ob es im Mittelalter so etwas wie Identität vor der Erfindung des – neuzeitlichen – Konzepts der Identität selbst überhaupt gibt, wie der Untertitel (*A Clash of Two Identities*) suggeriert, bleibt auch nach der Lektüre von EIHMANES Text offen. Jedenfalls fällt es schwer nachzuvollziehen, wie die Autorin aus den inhaltlich ganz anders organisierten mittelalterlichen Quellen identitätsgenerierendes Denken und Handeln extrahieren will. Dieses macht sie einerseits fest an der jeweils unterschiedlichen historiographischen Aufarbeitung des Baltikums seit dem Mittelalter. Andererseits bemüht sie die alte, eigentlich eher von den Verfechtern eines angeblichen „Kulturträgetums“ und von anderen Heilsaposteln verkündeten Thesen, dass die westlichen Eroberer den heterogenen Gemeinschaften der Kreuzzugsgebiete durch eine relative Einigkeit in den Zielen (mittelalterlich-christliches Denken, Mission, Unterwerfung, Hanse etc.) überlegen gewesen seien. Fraglich bleibt dabei, ob sich die Historiographie mehrerer Jahrhunderte auf eine einfach binäre Opposition von „Vertreter des Baltikums hier, Eroberer des Baltikums dort“ festzurren lässt. Die Vermutung liegt nahe, dass die von der Baltikums-Historiographie referierte ‚realhistorische‘ Welt doch um einiges bunter war, als uns Eihmane glauben machen will. Auch ob Einigkeit in Zielen und Handeln tatsächlich ein Faktor der Identi-

tätsbildung war, wäre noch näher zu prüfen. ŠNĒs Beitrag über die Transformation sozialer und kultureller Strukturen „auf dem Gebiet Lettlands“ behandelt ein zentrales Thema. Aber bringt er Neues? Typisch und bedauerlich jedenfalls ist die Beschränkung der Analyse auf das heutige – lettische – Staatsterritorium, obwohl der Beitrag im Haupttitel verheißt, die „emergence of Livonia“ zu erklären – was ja mehr, nämlich auch Teile des heutigen Estland, umfassen würde. Diese ahistorische, aus der nationalstaatlichen Gegenwart gewonnene Retrospektive hilft uns bei der Analyse mittelalterlicher Entwicklungen leider nur teilweise weiter. PHILIP LINES Beitrag schließlich über Schwedens Eroberung von Finnland geht der Frage nach, ob es sich dabei um einen „clash of cultures“ gehandelt habe. Ähnlich wie Šnē beginnt er mit einer meist nur archäologisch zu leistenden Analyse der Entwicklungen vor der Eroberung, um davon die Veränderungen nach der Eroberung abzuleiten. Methodisch heikel bleibt das Verfahren, archäologische und schriftliche Quellen aufeinander zu beziehen und daraus synthetische historiologische Urteile zu gewinnen. In einigen Fällen mag bezweifelt werden, ob dies gelungen ist. Von einem „clash of cultures“ zu sprechen, ist angesichts der dürren Fund- und Quellenlage jedenfalls gewagt.

Teil 2 über *Crusade and mission* bietet eine durchaus gelungene Studie von IBEN FONNESBERG-SCHMIDT zur Kreuzzugspolitik Papst Honorius' III., dessen Wirken in der Forschung bisher eher ein Schattendasein fristete. Sie zeigt insbesondere den Hintergrund der Mission und den Schutz der Konvertiten als Neuerungen in der kurialen Politik. RASA MAŽEIKA interpretiert die Chronik Peters von Dusburg und seinen Bericht über die Eroberung Prussiens. Sie deutet den Text als Legitimation der früheren preußischen Kreuzzüge und der aktuellen „Litauenreisen“ des europäischen Kriegsadels in einer Zeit, als die Legitimation der Existenz des Deutschen Ordens wegen einer möglichen Integration Litauens in die europäische *christianitas* auf dem Prüfstand lag. Das ist nicht wirklich neu, aber im Rahmen

einer quellenkritischen Untersuchung gut gemacht.

Teil 3 über *Converting Landscapes, Converting Peoples* greift in zwei Studien die dänisch-deutsche Wendenmission (KURT VILLADS JENSEN) bzw. das Verhältnis zwischen Dänemark und den konvertierten Liven (*How to convert a landscape* – CARSTEN SELCH JENSEN) auf. Insbesondere geht es den Autoren um den Prozess der Christianisierung durch Kirchen und Klöster und der Überschreibung (Zerstörung, Überbauung) der heidnischen Kultstätten mit neuen architektonischen Zeichensystemen. Eine ähnliche Thematik behandelt TIINA KALLA, indem sie die Integration der baltischen Länder in die *christianitas* darstellt (auf dem Hintergrund ihrer eigenen früheren Forschung). Ihr geht es vor allem um die Taufe und das Ausmaß der Rezeption christlicher Ideen. Wie zu erwarten, wurde die Taufe oft eher als formaler Akt der politischen Integration denn der realen Glaubensveränderung angesehen. So jedenfalls legt es die Lektüre von Berichten nah, die das Überdauern heidnischer Vorstellungen und Praktiken bis ins 16. Jahrhundert konstatieren. Quellenkritisch wäre hier freilich zu bedenken, dass die Quellen in der Regel von Geistlichen stammen, die ihre eigenen Erwartungshaltungen auf die autochthone Bevölkerung projizierten. Was speziell den Beitrag von Jensen anbelangt, erfahren wir leider nichts darüber, was es in diesem Kontext mit dem Begriff „landscape“ auf sich hat. Historisch gesehen, dürfte sich der Landschaftsbegriff erst in der Neuzeit herausgebildet haben – in rechtlich-korporativer Hinsicht wohl mit der Entstehung von übergreifenden Adelskorporationen unter Schweden und Polen, in geomorphologischer Referenz ohnehin erst im 18. Jahrhundert. ANU MÄND schließlich untersucht in ihrem Aufsatz den Heiligenkult im alten Livland. Sie stellt fest, dass zwar der Marien-, Annen- und Nikolauskult deutlich erkennbar sind, sich aber keine regionalen Kulte mit Bezug zu den Kreuzzügen oder den frühen Bischöfen des Baltikums ausgebildet hätten. Mit der Frage, wie dies zu erklären ist, lässt sie den Leser allerdings allein.

Teil 4 über *Catholicism and Orthodoxy* bietet ein buntes Bild über das Verhältnis von westlicher und östlicher Kirche. Zum einen konstatiert TORBEN K. NIELSEN den antiorthodoxen Impetus Heinrichs von Livland und die faktische Verhinderung einer orthodoxen Mission in den baltischen und finnischen Gebieten – ob diese nun intendiert war oder nicht (was unklar bleibt). MICHAEL PAUL interpretiert den Bau der novgorodischen Festung Orechov als Verteidigungsbastion gegen die expandierende westliche Kirche und die deutschen und skandinavischen Kreuzfahrer. ANTI SELART weist demgegenüber nach, dass die Orthodoxe Kirche im Herrschaftsgebiet der westlichen Kreuzfahrer tolerant behandelt wurde, obwohl die Propaganda aggressiv gegen die Orthodoxie als Lehrsystem gerichtet war. Leider erfahren wir in allen drei Beiträgen wenig von der Theologie der Orthodoxie und ihrer Haltung zur Mission überhaupt. Auch die Praxis eventueller orthodoxer Mission – von der mittelalterlichen bis zur modernen Propaganda oft als „Gefahr“ dargestellt – bleibt ausgespart.

In Teil 5 über *Warfare on the Baltic Frontier* deutet ALLAN V. MURRAY den Einsatz von Musikinstrumenten (Hörnern, Trommeln, Pfeifen) als Waffen der psychologischen Kriegsführung. STEPHEN TURNBULL stellt eine Reihe der üblicherweise verwendeten Waffen vor und behandelt insbesondere das wissenschaftliche Problem, dass bei Heinrich von Livland unterschiedliche Bezeichnungen für Waffen auftauchen, die die Interpretation und Zuordnung von Begriffen und Referenzobjekten deutlich erschweren. KASPARS KLAVIŅŠ untersucht die Rolle der konvertierten Livländer in den Reihen der Kreuzzugsheere gegen Russen und Litauer, mit dem Ergebnis, dass die Christianisierung der autochthonen Bevölkerung zu neuen militärischen Allianzen führen konnte, die eine platte historiographische Gegenüberstellung von hier Balten – dort Nicht-Balten konterkariert.

Das Forschungsergebnis dieses letzten Beitrags weist auf ein generelles Problem des Sammelbandes hin. Das ursprünglich politikwissenschaftliche, von Samuel Huntington popularisierte „clash of cultures“-Modell, das hier

in der Variante einer Polarisierung von baltisch/nichtbaltisch präsentiert wird, ist wie bei Huntington aus den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts gewonnen und taugt für eine Analyse hochmittelalterlicher Verhältnisse nur sehr bedingt. Die einfache, auf der Annahme binärer kultureller Oppositionen gründende Analyse geht von einem modernen nationalstaatlichen Schema aus, das andere, in den Quellen ebenfalls durchscheinende Konfliktlinien – Ritter versus Geistliche versus Kaufleute versus Handwerker, schwedische versus dänische versus deutsche Ritter, Katholiken versus Orthodoxe, Liven versus Esten versus Letten versus Litauer etc. – sowie die vielfältigen historischen Allianzen zwischen verschiedenen ethnischen, religiösen und sozialen Gruppen verdeckt. Eine andere Frage bleibt, ob der *frontier*-Begriff dem Thema angemessen ist. Er entspringt immerhin einer Grundüberzeugung von der Migration einer Kulturgrenze, wenn nicht -mission im 19. und 20. Jahrhundert, die mit einer impliziten historischen Teleologie der Überlegenheit der – weißen – amerikanischen Zivilisation („Manifest Destiny“, Erschließung des amerikanischen Kontinents „from sea to shining sea“) getragen wird. Was dies mit den mittelalterlichen Kreuzzügen im Ostseeraum zu tun hat, müsste zumindest irgendwo diskutiert werden – wird es aber nicht. Diese beiden Bemerkungen zu begriffskonzeptionellen Problemen verweisen ihrerseits auf noch allgemeinere Probleme des Bandes bzw. der Forschung überhaupt: Die Archäologie und Historiographie zum Baltikum arbeitet mit Konzepten der christlichen bzw. postchristlichen Welt, mit Begriffen der Aufklärung, der modernen Historiographie, Politologie, Soziologie und Psychologie. Wie lassen sich diese Konzepte in die Vorstellungswelt des Mittelalters rückübersetzen? Wie finden wir Begriffe für das, was damals gedacht und geschrieben wurde? Die Sprache der Quellen und das Denken ihrer Autoren werden an vielen Stellen zwar genannt und analysiert. Die Frage einer (lexikalischen, semantischen und kontextuellen) Übertragung in die Sprache der Moderne, zudem ins Englische, eine Sprache, die nicht einmal in ihrer historischen Gestalt eine Sprache der Quellen

ist und deren Wortschatz und Grammatik auf eine andere historische Wirklichkeit rekurriert als die der deutschen, dänischen, schwedischen und russischen Gebiete, bleibt aber vielfach ungelöst.

Was die äußere Form angeht, ist der Band gut ausgestattet. Er enthält eine relativ ausführliche Einleitung von ALAN V. MURRAY mit Bemerkungen zur Genese und Intention der Beiträge sowie eine knappe inhaltliche Zusammenfassung. Weiter finden sich drei Karten und vier Abbildungen, eine Auswahlbibliographie und ein Namen- und Sachen-Index. Murray diskutiert zudem das Thema der historischen Benennungen und bietet eine Synopse der englischen, deutschen, schwedischen, estni-

schen, finnischen, russischen, lettischen, litauischen und polnischen Orts- und Landschaftsnamen – allerdings mit zahlreichen Lücken, die nicht weiter erläutert werden. Trotz der ungelösten wissenschaftstheoretischen Fragen und einiger kleinerer Mängel bereichert der Band unsere Kenntnis des mittelalterlichen Kreuzzugsgebiets im Ostseeraum um zahlreiche wichtige Aspekte. Einige Themen erscheinen sogar in völlig neuem Licht, so dass eine mediävistische Ostseewissenschaft künftig ohne die von Murray herausgegebenen Beiträge nicht auf dem aktuellen Forschungsniveau betrieben werden kann. Das Sammelwerk sei der Forschung also wärmstens empfohlen.

Ralph Tuchtenbagen, Berlin

JULIANE SCHIEL: Mongolensturm und Fall Konstantinopels. Dominikanische Erzählungen im diachronen Vergleich. Berlin: Akademie Verlag, 2011. 428 S. = Europa im Mittelalter, 19. ISBN: 978-3-05-005135-2.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, die 2010 an der Berliner Humboldt-Universität angenommen wurde (Fach: Mittelalterliche Geschichte). Die Verfasserin vergleicht, wie die beiden im Titel genannten Ereignisse von Mitgliedern des Dominikanerordens, die jeweils Zeitgenossen waren, wahrgenommen wurden. Ihr Anliegen ist es, durch Vergleich der Aufnahme dieser Geschehnisse aus dem 13. und dem 15. Jahrhundert darzustellen, „wie aus den Nachrichten ... Ereignisse wurden“ (S. 17). Zu diesem Zweck werden die von ihr ausgewählten Texte kontextualisiert, analysiert und die Zugangsweisen der Autoren zu den Berichten verglichen.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert, deren erster, einleitender die Fragestellung, den Forschungsstand, das Anliegen und die Struktur der Untersuchung darstellt. Das zweite Kapitel befasst sich dann mit dem „Mongolensturm“ und untersucht dazu vier Dokumente: den Brief eines Dominikaners aus Jerusalem an den Papst, in dem er ihm von der angeblichen Konversion des syrisch-orthodoxen Patriarchen berichtet; die (überarbeiteten) Berichte

des ungarischen Ordensbruders Julian, der den Osten bereist hat und vor den Tataren warnt; die einschlägigen Passagen im *Speculum historiale* des Vinzenz von Beauvais; den *Liber Peregrinationis* des Riccoldo da Monte di Croce. Bis auf Vinzenz von Beauvais hatten alle Autoren Erfahrungen durch Reisen in den Orient, die sich aber nicht notwendig in den Werken niederschlagen.

Das dritte Kapitel hat die Eroberung Konstantinopels 1453 und ihre Folgen zum Thema; die Dominikaner waren von diesem Ereignis durch ihre Präsenz in der Kaiserstadt besonders betroffen. Auch hier werden – nach einer historischen Hinführung – vier Dokumente analysiert: der Bericht eines Augenzeugen der Eroberung, Leonardus von Chios, in einem Brief an den Papst; die Predigt des Bischofs von Caffa (heute Feodosija auf der Krim), Jacobus Campora, 1456 vor Kaiser Friedrich III. mit dem Aufruf zu einem Kreuzzug; der *Tractatus contra principales errores Mahometi et Turcorum* des Johannes de Turrecremata; der 1480/81 verfasste *Türkenraktat* des Georg von Ungarn. Das vierte Kapitel bietet den Vergleich; hier stellt die Verfasserin nach klaren Kriterien die Texte, die Autoren sowie die Geschehnisse in der Wahrnehmung der jeweiligen Texte einander gegenüber. Ein ausführlicher Anhang beschließt die Arbeit. In ihm muss die Edition und Übersetzung der Kreuzzugsrede

des Jacobus Campora hervorgehoben werden, die bisher nicht ediert war. Dazu kommen ein ausführliches Literaturverzeichnis und die zuverlässigen Register (Orte, Personen).

Wie ersichtlich ist, haben die in diesem Band analysierten Quellen sehr unterschiedlichen Charakter: Brief, Reisebericht und Chronik sind als Gattung ebenso vertreten wie der theologische Traktat; die Texte stammen meist aus der unmittelbaren zeitlichen Nähe der Ereignisse, zuweilen aber auch aus einer gewissen Distanz; und die Autoren sind in unterschiedlichem Maße an den Ereignissen beteiligt gewesen. Was sie vereint, ist ihre Zugehörigkeit zum Dominikanerorden. Der Verfasserin gelingt es sehr gut zu zeigen, wie die Mitglieder des Predigerordens in ihren Darstellungen stets auch kirchenpolitische und vor allem ordenspolitische Interessen mitbedenken; sie kann über-

zeugend nachweisen, wie die einzelnen Schriften in ihrer jeweiligen Perspektive und Schwerpunktsetzung zur „Ereigniswerdung“ beigetragen haben.

Das Buch ist sehr sorgfältig gearbeitet. Alle Texte werden historisch überzeugend eingeordnet, wobei der Perspektive des Ordens besondere Bedeutung zugemessen wird. Auch bei edierten Dokumenten werden die Überlieferungsgeschichte und die Zuverlässigkeit der Editionen diskutiert. Die Analysen der Texte sind genau und detailliert; sie beachten neben den historischen Umständen auch den kirchenpolitischen, theologischen Kontext. Insgesamt handelt es sich also um eine gedanken- und facettenreiche Untersuchung, die empfohlen werden kann.

Thomas Bremer, Münster

Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2010 god: Predposylki i puti obrazovanija Drevnerusskogo gosudarstva [Die ältesten Staatsbildungen Osteuropas. 2010: Voraussetzungen und Entstehungswege des altrussischen Staates]. Otv. red. Elizaveta A. Mel'nikova. Moskva: Russkij fond Sodejstvija Obrazovaniju i Nauke, 2012. 710 S., Tab., Abb. ISBN: 978-5-91244-092-2.

Die 18 Beiträge dieses Sammelbandes streuen weit – über die lange Zeitspanne vom 8. bis zum 13. Jahrhundert und über den Riesenraum der Kiever Rus' –, ohne dass die Fülle durch eine genauer definierte Fragestellung und eine methodische Ausrichtung zusammengehalten würde. Herausgekommen ist ein bunter Flickenteppich, wobei naturgemäß vieles Wichtige unabgedeckt bleibt. Am dichtesten beieinander erscheinen Aufsätze, die den Umländern der Reichsachse Dnjepr gewidmet sind. Dagegen bleiben die historisch besonders wichtigen – und weniger bekannten! – Außenflanken weitgehend ausgeblendet: im Westen die durch ihre Aufsässigkeit einzigartigen Derevljanen und im Südosten jene vorgeschobene Bastion Tmutokan am Ausgang des Asowschen Meeres, die hochgestellten Mitgliedern der Dynastie anver-

traut zu werden pflegte, was ihre hohe Bedeutung für das Reich sichtbar macht.

Auch vom Ausgreifen der Rus' bis zum Eismeer, das nur mit feinen Pinzetten rekonstruiert werden kann, ist nicht die Rede. Das ist gerade deshalb erstaunlich, weil im Redaktionskollegium des Bandes erprobter skandinavistischer Sachverständiger gleich in Gestalt von drei Personen vertreten ist und man sich hier die Chance entgehen ließ, den Wert ihrer Expertise für eine Rekonstruktion der frühen Rus' vorzuführen. Verwunderlich weiterhin, dass der umfangreiche Band jeden Index vermissen lässt, den man als Kompass durch die verwirrende Vielfalt von 18 Beiträgen dringend gebraucht hätte.

Das Vorwort von ELIZAVETA A. MEL'NIKOVA zeichnet die bewegte Forschungsgeschichte zur Kiever Rus' seit der von Stalin 1936 verordneten Wende mit so zartem, gleichsam äsopischem Pinsel nach, dass man mit der Sache schon tiefer vertraut sein muss, um ihr folgen zu können. In diesem Forschungsrückblick fehlt meine umfangreiche Gesamtschau, die 2004 unter dem Titel „Altrußlands Anfang“ erschien. Sie wird auch sonst im rezensierten Band mit keinem Wort erwähnt, dabei handelt es sich um die bisher ausführlichste

Synthese zum gewählten Thema, die in der einzigen in Russland erschienenen Rezension vernichtend abgekanzelt wurde. Ein Text von 2012 hätte auf diesen strittigen Fall unbedingt eingehen müssen.

Warum hat sich Elizaveta A. Mel'nikova in ihren idyllischen Schlupfwinkel zurückgezogen, obwohl sie von höherer Stelle in der Akademie-Hierarchie in skandalöser Weise gemäßregelt worden ist? Ihr, die als Skandinavistin angefangen hat, wurde – sage und schreibe – jede Kompetenz für altrussische Texte abgesprochen. Nun, es ist nicht jedermanns Sache, auf unkollegiale Angriffe einzugehen. Aber in der von Elizaveta A. Mel'nikova geleiteten Akademie-Abteilung, die für die Außenbeziehungen der Kiever Rus' zuständig ist, gab es wohl noch einen anderen Grund fürs Stillhalten, auf den uns der eigentümliche Reihentitel hinweist. Unser Sammelband setzt nämlich die in unregelmäßiger Abfolge erscheinenden Referate fort, die im Rahmen von Gedenkveranstaltungen zu Ehren von Vladimir T. Pašuto gehalten werden. Diese fortdauernde Pietät zeigt, dass sich dessen Gefolgsleute von einst noch immer nicht vom Geist ihres Gründervaters emanzipiert haben.

Das schlägt bis auf den verunglückten Titel der Veröffentlichungsserie durch. Denn der hält fest, was Pašuto für die frühe Geschichte von Europas Ostrand behauptet hatte: die Organisation der Stämmewelt in *Reichen*, wenn nicht gar *Staaten*. Das sollte es durchaus regelgerecht erscheinen lassen, dass – getreu der antinormannistischen Doktrin – es am mittleren Dnjepr schon längst, bevor Normannen auf den Plan traten, eine mächtige Rus' gegeben habe. Diese Zwecklegende konnte spätestens seit Vasilij O. Ključevskij und Vilhelm Thomson als wissenschaftlich widerlegt gelten, wurde aber von Stalin 1936 zur verpflichtenden Doktrin erhoben. Seit Beginn unseres Jahrtausends ist in Russland wieder mit hörbarem Knirschen

der Rückwärtsgang eingelegt worden.

Der Kreis um Pašutos Nachfolgerin, Elizaveta A. Mel'nikova, hat den seit der Jahrtausendwende mit Macht erfolgten Rückschwenk zwar nicht mitgemacht, aber wo der Meister von einst noch immer Schatten wirft, ist auch nicht zu erwarten, dass man sich mit ihm und seinen antinormannistischen Gesinnungsgenossen kritisch auseinandersetzt.

Der Rezensent las den rezensierten Band als Spiegel einer Forschungssituation, in der sich eine kleine Minderheit in einen beschaulichen Winkel zurückgezogen hat, in dem sie die hochschlagenden Wellen vorbeiziehen kann. Die Voraussetzung und die Wege der Ausbildung des „altrussischen Staates“ möchte die Aufsatzsammlung klären. Genau dieses anspruchsvolle Ziel wird nicht einmal angegriffen. Schade!

Vorläufig will es scheinen, als sei die große russische, in Vasilij O. Ključevskij um 1900 gipfelnde Historiographie abgerissen, die gezeigt hatte, dass die Riesendimensionen der mittelalterlichen Rus' nicht aus bodenständigen Wurzeln hergeleitet werden kann. Vielmehr waren es normannische Krieger und Bootsfahrer, die das ausgefächerte Flusssystem an Europas Ostrand dafür nutzbar machten, genügend Waren für ferne Märkte einzusammeln. Die Pfeiler dieser denkwürdigen Reichsgründung um 900 waren nicht etwa die eingesessenen Volksstämme, die schon bald völlig aus der schriftlichen Überlieferung verschwanden, sondern befestigte Stützpunkte, aus denen das russische Städtenetz hervorgehen sollte.

Mein Fazit klingt wehmütig: Im Augenblick scheint ein kostbares Erbe russischer Geschichtsschreibung verwaist. Aber Russland ist groß und hat viele Gesichter. Irgendwo und irgendwann wird man dort weitermachen, wo Vasilij O. Ključevskij aufgehört hat.

Gottfried Schramm, Freiburg im Breisgau

S. V. CYB: Drevnerusskoe vremjaisčislenie v „Povesti vremennykh let“. S.-Peterburg: Bulanin, 2011. 317 S., Tab. ISBN: 978-5-86007-630-3.

The first three chapters of this work consist of close analysis of the chronology of entries in the *Povest' vremennykh let*, starting with those for the early twelfth century. In the Chronicle's

entry for the year 6615 from the Creation, Tsyb discerns the use of “at minimum” (p. 24) three yearly cycles: the Ultra-March (beginning on the first day of the March preceding the January Year of the Gregorian calendar); the “September or March” (beginning, respectively, on 1 September before the January Year and on 1 March after the start of the January Year); and the Post-March Year (beginning on 1 March of the year following the January Year). The earliest ‘layers’ of source-material for this and other entries for the early twelfth century reckoned events by the Ultra-March and the Post-March Years, but successive redactors introduced their own preferred calendars in adding information. An adherent of the March Year redacted the Chronicle’s text, occasionally changing dates reckoned by the Post-March Year, but without realigning them systematically, or even being aware of the different calendars in play in the text. This, Tsyb supposes, occurred “around the years 1122–1124” (p. 51). No less intricate are the chronological schemes proposed for the other sections of the *Povest’*. Tsyb detects a basic layer reckoned by the September-Year in the section from the death of Yaroslav the Wise (1054) until the opening years of the twelfth century, but with overlays of material that used other calendars. The emerging pattern of layers leads him to query A. A. Shakhmatov’s dating of the *Nachalnyi Snod* of the Chronicle to the early 1090s. He favours re-dating this text to the mid-1080s or the beginning of the twelfth century. Tsyb also devotes a chapter to the earliest section of the *Povest’* to contain year-dates, from the beginning of Michael III’s reign until the eve of Yaroslav’s death. He suggests that the erroneous date 6360 (852) for the start of Michael’s sole rule derives from a Rus’ version of the *Short Chronicle* of Patriarch Nikephoros wherein the translator had rounded up the lengths of individual emperors’ reigns in such a way as to yield 6360 for the start of Michael’s. Tsyb proceeds to set the diverse calendars detectable in the Chronicle within the broader context of Rus’ pagan yearly cycles. He endorses N. V. Stepanov’s view that these began with the spring season, while arguing strongly

for a connection in early Rus’ thinking between this pagan New Year and the first week in Lent. Yet another form of calendar was the Paschal Year, used not only for church services but also for some historical record-keeping. Thus the *Povest’*’s contents register three main forms of calendar: the pagan mode of reckoning time’s passage, conveyed orally; the Eastern Christian liturgical calendar revolving around Easter; and the modes used in Greco-Bulgarian texts, which Rus’ record-keepers copied.

Tsyb’s undertaking is exceedingly ambitious, given our lack of manuscript witnesses for the *Povest’* from the pre-Mongol era. His hypothetical layers of dating systems presuppose multiple compositions of chronicles and kindred records in the eleventh and early twelfth centuries, and this is the true domain of the discipline known as “textology”. Whether the cat’s cradle of texts whose existence Tsyb postulates will withstand textologists’ verification is open to question. For example, his postulation of a family chronicle of the Vsevolodoviichi upon which Vladimir Monomakh drew for his *Pouchenie* does not take account of A. A. Gippius’ examination of the sources, purpose, and process of composition of that work. Gippius’ careful reconstruction renders any recourse by the prince to a narrative source regarding his own exploits implausible. (See A.A. GIPPIUS: *Sochineniia Vladimira Monomakha: opyt tekstologicheskoi rekonstruktsii*. I–III, in: *Russkii iazyk v nauchnom osveshchenii* 2 (6) (2003), pp. 60–99; 2 (8) (2004), pp. 144–169, esp. 164–165; 2 (12) (2006), pp. 186–203). One must also question Tsyb’s handling of non-Russian sources. For example, he ascribes the clear indication in the *Povest’* of two successive expeditions of Sviatoslav Igorevich to the Balkans to the influence of “some Byzantine chronicle of the second half of the tenth century” (p. 128). In support of his claim that Sviatoslav launched only one expedition, in the summer of 969, he adduces Leo the Deacon’s evidence which does indeed recount only one expedition. However, Tsyb mistranslates the start of Leo’s main account of the Byzantine embassy to Sviatoslav, misrepresenting the embassy as subsequent to all the activities of Nik-

ephoros II Phokas recounted earlier. In fact, Leo states that the embassy “arrived in Scythia” ... “*while* [my italics] the emperor was accomplishing these things in Syria and Byzantium” (Leo Diaconus: *Historiae libri decem et liber de velitatione bellica Nicephori Augusti*. Ed. C. B. Hase. Bonn 1828, p. 77, ll. 3-4; tr. A. M. Talbot / D. E. Sullivan: *The History of Leo the Deacon*. Washington, DC, 2005, p. 128). Although he does not give a precise date for the embassy’s arrival in Rus’, Leo has already, with his first mention of the despatch of the embassy to Rus’ (*Historiae Libri Decem*, IV. 4, 6, pp. 60–61, 63) signalled that Nikephoros incited Sviatoslav to attack Bulgaria fairly soon

after the capture of Tarsus in 965. This is what one might expect if there were, in fact, two discrete Rus’ expeditions to the Balkans in the 960s, as the *Povest’* and John Skylitzes’ chronicle (independently of one another) attest. And this, in turn, casts doubt upon the elaborate reconstruction of the events and chronology of Sviatoslav’s campaigning on offer from Tsyb. More generally, and for all the ingenuity and enterprise of this investigation, one may hesitate to abandon the more traditional approaches to the chronological make-up of the *Povest’ Vremennykh Let*, even while recognising that firm handholds are far and few between.

Jonathan Shepard, Oxford

Slovar’ knižnikov i knižnosti Drevnej Rusi [Wörterbuch der Autoren und der Literatur der Alten Rus’]. Vyp. 2. (Vtoraja polovina XIV – XVI v.) [Bd. 2. (Zweite Hälfte des 14 bis 16. Jh.)]. Čast’ 3. Bibliografičeskie dopolnenija. Priloženie [Teil 3. Bibliographische Ergänzungen. Beilage]. Redaktor D. M. Bulanin. S.-Peterburg: Bulanin, 2012. LXIV, 767 S. ISBN: 978-5-86007-683-9.

Das seit 1987 in Petersburg herausgegebene Lexikon der Werke, Autoren, Redaktoren, Übersetzer in der Literatur der Alten Rus’ ist mit seinen früheren Teilbänden in dieser Zeitschrift regelmäßig angezeigt worden (vgl. Band 37 [1989], S. 629; 38 [1990], S. 470; 42 [1992], S. 312; 47 [1999], S. 586–587; 53 [2005], S. 295–297) und muss deshalb als solches nicht mehr vorgestellt werden. Der vor dem bereits angekündigten Register jetzt noch erschienene dritte Band zur zweiten Abteilung weicht insofern vom herkömmlichen Aufbau dieses Wörterbuchs ab, als er keine neuen Artikel mehr enthält, sondern nur zu den 1988–1989 publizierten einschlägige ältere Literatur nachträgt und neuere bis etwa 2010–2011 ergänzt, die von D. M. Bulanin und O. V. Tvorogov zusammengestellt worden ist (S. 3–426). Vollends eine Überraschung für den vor allem an bibliographischen Auskünften interessierten Leser ist die danach als „Beilage“ abgedruckte umfangreiche Abhandlung Bulanins unter dem Titel

Opyt kompleksnogo opisanija. Afon v drevnerusskoj pis’mennosti do konca XVI v. (Iz istorii obraza po pamjatnikam, učennym v „Slovar’ knižnikov i knižnosti Drevnej Rusi“, a takže propuščennym pri ego podgotovke) [Versuch einer umfassenden Beschreibung. Der Berg Athos im altrussischen Schrifttum bis zum Ende des 16. Jh. (Aus der Geschichte seines Bildes nach den im Wörterbuch der Autoren und des Schrifttums der Alten Rus’ berücksichtigten, aber auch nach den bei dessen Vorbereitung ausgelassenen Denkmälern)]“ (S. 427–763). Separat geheftet und wirklich dem Buch nur beigelegt sind schließlich die römisch (I–LIV) paginierten *Zametki bibliografa* [Bemerkungen des Bibliographen] Bulanins, obwohl sie im Inhaltsverzeichnis auf S. [767] mit römisch „I“ als Teil des Bandes ausgewiesen werden (dabei aber dessen arabishe Seitenzählung unterbrechen!).

Die bibliographischen Ergänzungen scheinen nach dem Grundsatz „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ gesammelt zu sein, und so dürfte jeder, der bei der Durchsicht weiterführende Hinweise erhält, den beiden Kompilatoren für ihre Mühe Dank sagen. Insbesondere die russischen Benutzer des Bandes haben wiederholt Gelegenheit, vielleicht zum ersten Mal von der Existenz sie interessierender Arbeiten zu erfahren, die im Ausland und in anderen Sprachen als Russisch veröffentlicht worden sind, und nicht-russische Leser können eine Vorstellung davon gewinnen, welche Fülle

einschlägiger russischer Publikationen gerade in den letzten Jahrzehnten nicht nur in Moskau und Petersburg entstanden ist. Die Kehrseite der hier erklärmaßen großzügig gehandhabten Materialerfassung ist, dass man etwa s.v. *Afanasij (v miru Andrej)* von nicht weniger als 62 meist kürzeren Arbeiten ein und desselben Verfassers zur *Stepennaja kniga* Notiz zu nehmen hat (S. 25–28) oder s.v. *Makarij* einer von dessen heutigen Namensvettern sogar mit deren 80 in Erscheinung treten darf (S. 276–280) – und das, obwohl Bulanin sich in seinem Addendum von derartiger „Graphomanie“ ausdrücklich distanziert (S. XVIII). Auf der anderen Seite hat er es *faute de mieux* für gerechtfertigt gehalten, unter der Sekundärliteratur aus größeren Werken selbst Fundstellen von lediglich ein, zwei Seiten mitzuteilen (S. VIII), etwa s.v. *Araamij* (S. 5), obwohl da schwerlich eine plausible Grenze zu ziehen ist, zumal wenn in verschiedenen Artikeln selbst seit langem erschienene Bücher in Petersburg noch immer nicht ‚entdeckt‘ zu sein scheinen, z. B. s.v. *Aleksej (Aleksij)* (S. 9–13) V. E. Ušakovs Moskauer Akzentwörterbuch zu und W. Lehfeldts Kölner Nachdruck von dessen Neuem Testament (1982 bzw. 1989). Immerhin aber belegen s.v. *Gennadij* die jetzt nachgetragenen Publikationen G. Freidhofs aus den siebziger Jahren (S. 54–58), dass die beiden Bearbeiter das ihnen seit 1988 Bekanntgewordene auch allgemein zur Kenntnis geben wollen.

Mit ihren über dreihundert Seiten ist Bulanins Untersuchung zum Athos-Bild in der Alten

Rus' eher ein eigenes Buch als eine bloße Beilage. Formal ist dieser Teil des Bandes mit dem bisherigen Ziel und Aufbau des *Slovar'* nur dadurch verbunden, dass er nach der eigentlichen Abhandlung (S. 429–634 in fortlaufendem, nur durch Absätze gegliedertem Text) noch sechzehn Wörterbuchartikel zu Werken mit Athosbezug bietet, die in der Ausgabe von 1988/89 unberücksichtigt geblieben sind (S. 635–738). Aber dass sich an diese Folge relativ ausführlich gehaltener Beschreibungen auch noch die Erstedition von drei athonitischen Texten anschließt (S. 739–[763]), sprengt gleichfalls den Rahmen eines nach Möglichkeit kurz und bündig informierenden Nachschlagewerks.

Für einen Außenstehenden nicht zu beurteilen ist im übrigen, inwieweit das lose beigegebene Heft mit Bulanins Bemerkungen als Bibliograph wirklich noch einen Teil des Buches darstellt, wenn das den Band herausgebende Petersburger Akademieinstitut auf seiner Homepage erklärt, dass dieser Artikel in das Inhaltsverzeichnis nachträglich und fehlerhaft eingefügt worden sei. Das sollte freilich niemanden hindern, ihn gleichfalls zu lesen und dabei festzustellen, dass hier nicht so sehr der Bibliograph spricht (S. I–XVI), sondern sich vor allem ein um die ganzheitliche Würdigung der Schriftkultur der Alten Rus' besorgter Wissenschaftler zu seiner Meinung nach fragwürdigen Trends in der gegenwärtigen Forschung seines Fachs äußert (S. XVI–LIV).

Helmut Keipert, Bonn

OL'GA V. SEVAST'JANOVA: Drevnij Novgorod. Novgorodsko-knjažeskie otnošenija v XII – pervoj polovine XV veka [Das mittelalterliche Novgorod. Die Beziehungen zwischen Novgorod und seinen Fürsten vom 12. bis zum Mitte des 15. Jh.]. Moskva, Sankt-Peterburg: Al'jans-Archeo, 2011. 404 S., 30 Abb. ISBN: 978-5-98874-062-9.

Diese Arbeit zielt auf eine wesentliche Korrektur unseres Bildes von der politischen Geschichte des mittelalterlichen Novgorod. Die Autorin lehnt dessen übliche Bezeichnung als

Republik für die Zeit bis mindestens zum Ende des 14. Jahrhunderts ab und wendet sich gegen die allgemein vertretene Auffassung, dass die politischen Freiheiten Novgorods von den Bojaren in Auseinandersetzung mit der fürstlichen Macht erkämpft worden seien. Für ihre eigene Sicht ist folgender Gedankengang grundlegend: Die Stadt am Volchov bildete neben Kiev bzw. den späteren ostslavischen Hauptstädten ein zweites Zentrum, das für die Erlangung und Behauptung der Oberherrschaft in der Rus' von wesentlicher Bedeutung war. Beim Kampf der Angehörigen verschiedener

Fürstengeschlechter um die großfürstliche Macht stellte die Gewinnung der Herrschaft über Novgorod deshalb ein unverzichtbares Ziel dar. Die miteinander konkurrierenden Fürsten machten den Novgorodern Zugeständnisse, um ihre Unterstützung zu gewinnen. Eben darauf beruhten die besonderen Freiheiten der Novgoroder. Wegen dieses Zusammenhanges und des anhaltend starken Einflusses der Großfürsten auf Novgorod bezeichnet die Autorin dasselbe als „privilegierte großfürstliche Stadt“.

Das Ringen der Fürsten um Novgorod und die politische Haltung der Novgoroder (der Bojaren, der Erzbischöfe) behandelt Sevast'janova vor allem auf der Grundlage russischer Chroniken. Die umfangreiche Forschungsliteratur bietet ihr nicht nur Hilfreiches, sondern sehr oft auch Anlass zu Kritik. Besonders häufig übt sie solche an dem prominenten Novgorodforscher Valentin Janin. Am Beginn der Darstellung wird kurz die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts mit beachtet, als in den verschiedenen Gebietszentren des Kiever Reiches die Etablierung von eigenen Dynastien begann. Sevast'janova ruft in Erinnerung, dass die Kiever Herrscher in Novgorod, das für den Zusammenhalt des Reiches wichtig war, keine Entstehung eines Teilfürstentums zuließen. Novgorod blieb eine *otčina* (Vätererbe) der Kiever bzw. später der Vladimir-Suzdaler Fürsten und wurde vielfach von dorthin entsandten Angehörigen ihrer Familien regiert.

Nach dem Tode des Kiever Fürsten Mstislav Vladimirovič († 1132), der noch einmal Macht im ganzen Reich ausgeübt hatte, brachen Auseinandersetzungen zwischen den Mstislaviči und anderen Fürstengeschlechtern aus. In Novgorod amtierte damals Vsevolod, der älteste Sohn Mstislavs, als Fürst. Das spektakulärste Ereignis jener Zeit war die Vertreibung dieses Fürsten durch die Novgoroder im Jahre 1136, was in der Literatur mit der Einführung republikanischer Strukturen in Verbindung gebracht wird. Dagegen zeigt die Autorin, dass das Geschehen von 1136 eine Folge des zeitweiligen Erstarkens des Fürstengeschlechts der Ol'goviči war, das dazu führte, dass mit dem Fürsten Svjatoslav in jenem Jahr einer der

Ihren auf den Novgoroder Thron gelangte. Wir haben es hier also nicht mit einem „antifürstlichen Aufstand“ (Janin) zu tun, sondern mit einem Beispiel für den Rivalitätskampf der Fürsten in Novgorod, in den die Bevölkerung involviert war. Nach einer Vermutung von Sevast'janova verkündeten die Mstislaviči um diese Zeit erstmals das Recht der Novgoroder, selbst einen Fürsten zu wählen, der jedoch das Fürstentum aus der Hand des Großfürsten erhalten sollte. Eine solche Deklaration hätte gegebenenfalls den Zweck gehabt, die Akzeptanz der Mstislaviči in Novgorod zu stärken.

Beträchtlichen Raum widmet die Autorin der Untersuchung von politischen Symbolen, die das Novgoroder Streben nach Unabhängigkeit von den Kiever bzw. den Vladimir-Suzdaler Fürsten zu belegen scheinen. Dies gilt u.a. für die bekannte Novgoroder Ikone der „Muttergottes mit dem Zeichen“ (*Bogomater' Znamenie*) aus dem 12. Jahrhundert. Der Überlieferung zufolge bewirkte dieses Marienbild die Abwehr der Truppen des Vladimir-Suzdaler Fürsten Andrej Bogoljubskij, als diese 1170 Novgorod belagerten. Sevast'janova bringt nun Argumente dafür bei, dass die Ikone kein Symbol antifürstlichen Kampfes war, sondern ein solches der Novgoroder Anhänger der traditionellen Verbindung mit den Kiever Fürsten. Auch die weiße Mitra, die von den Novgoroder Erzbischöfen seit dem 14. Jahrhundert getragen wurde, fungierte nicht als Symbol der Autonomie des Erzbistums, ganz zu schweigen vom Geltungsanspruch der Novgoroder Bojaren, mit dem die Mitra in der Forschungsliteratur ebenfalls in Verbindung gebracht wurde. Sie stellte vielmehr ein Zeichen geistlicher Autorität dar und war in der Rus' über Novgorod hinaus verbreitet.

Eine „freie Stadt“ (*vol'nyj gorod*) war Novgorod für die Autorin erst im späten 14. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Damals übten die Großfürsten von Litauen längere Zeit eine schwache Oberherrschaft über das Novgoroder Land aus. Bezeichnenderweise wurde die Stadt seit Beginn der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts nicht nur – wie bereits früher – inoffiziell, sondern auch in Urkunden „Groß-Novgorod“ (*Velikij*

Novgorod) genannt. Im Jahre 1385 kam es zu einer Gerichtsreform, gemäß der die bisherige Teilnahme des Fürsten an der obersten Rechtsprechung entfiel und die letztere dem Erzbischof sowie den beiden höchsten weltlichen Amtsträgern der Stadt übertragen wurde – dem *posadnik* (Leiter der Politik und Verwaltung) und dem *tysjackij* (u.a. Anführer des Volksaufgebots). Was das in der Literatur besonders umstrittene *veče* (Volksversammlung) betrifft, so sieht die Autorin in ihm für die Zeit seit dem 11. Jahrhundert durchaus eine Form der Einbeziehung der Novgoroder Bevölkerung in das politische Leben. Sie zeigt aber, dass die mehr oder weniger großen Versammlungen häufig auf Initiative bzw. im Interesse der Großfürsten oder ihrer fürstlichen Widersacher einberufen wurden. Im Gegensatz zu anderen Forschern, die das *veče* als die seit alters wichtigste politische Institution Novgorods betrachten, legt Sevast'janova dar, dass es erst in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts zu einem eigenständigen politischen Machträger mit legislativer Kompetenz wurde (von Seiten der Moskauer Großfürsten gab es damals wegen eines innerdynastischen Konflikts keinen Widerstand). Während die Autorin also die Rolle des *veče* für den Gesamtverlauf der Novgoroder Geschichte einschränkt, hebt sie die Bedeutung der bisher wenig beachteten gemeinsamen Eidesleistungen auf eine Ikone oder ein Kreuz für den Zusammenhalt der Novgoroder hervor.

Sehr gründlich werden die politischen Auffassungen des herausragenden Novgoroder Erzbischofs Evfimij II. (1429–1458) behandelt,

dem man in der Forschungsliteratur eine anti-moskauische Haltung zugeschrieben hatte. Sevast'janova widerlegt dies anhand eines zeitgenössischen chronikalischen Textes, der am Hofe Evfimij's entstand. Sie erkennt hier und in weiteren Zeugnissen eine Haltung der Erzbischöfe, die erklärlich macht, dass es für Schritte, die 1478 zur Einverleibung Novgorods in den Moskauer Staat führten, von dieser Seite sogar Zustimmung gab. Entsprechend ihrer Gesamtkonzeption hebt die Autorin hervor, dass die privilegierte Stellung Novgorods ihr Ende finden musste, nachdem das bis dahin an Novgorod interessierte Großfürstentum Litauen durch den Vertrag mit Moskau von 1449 ostpolitisch endgültig in die Defensive geraten war und auch keine russischen Teilfürsten mehr mit den Moskauer Herrschern konkurrieren konnten.

Mit diesen knappen Hinweisen auf einiges aus dem reichen Inhalt des Buches sind zentrale Anliegen der Autorin vielleicht doch wenigstens angedeutet. Hervorzuheben ist, dass man hinfort nicht mehr von einem ständigen Antagonismus zwischen den Novgorodern und der fürstlichen Macht ausgehen kann. Außerdem ist besonders anzuerkennen, dass Sevast'janovas Idee der Konkurrenz zwischen den Fürsten als Grundlage für die Privilegierung Novgorods ein erhebliches Erklärungspotential besitzt. Mit seiner Originalität, breiten Problemstellung und Eindringlichkeit stellt das Werk eine sehr wesentliche Bereicherung der Novgorod-Literatur dar.

Norbert Angermann, Hamburg

EDUARD MÜHLE (Hg.): Rechtsstadtgründungen im mittelalterlichen Polen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2011. VII, 395 S., Abb., Kte. = Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Reihe A: Darstellungen, 81. ISBN: 978-3-412-20693-2.

Der im Umfeld des Deutschen Historischen Instituts in Warschau entstandene Sammelband macht dem deutschsprachigen Fachpublikum

Resultate der polnischen mediävistischen Stadtgeschichtsforschung zugänglich. Die insgesamt siebzehn aus dem Polnischen übersetzten Aufsätze stammen hauptsächlich aus dem vergangenen Jahrzehnt, einige aus den 1990er Jahren. Sie widerspiegeln die Ergebnisse der jüngsten polnischen Forschung zur gezielten Politik des städtischen Landesausbaus der piastischen Fürsten und Könige im 13. und 14. Jahrhundert. Überdies illustrieren sie, dass die Forschung auf polnischer Seite längst über die wenig

fruchtbare, stark nationalistisch geprägte Kontroverse hinausgewachsen ist, ob die (deutschrechtliche) Urbanisierung Polens ein Ergebnis autochthoner Entwicklungen oder „deutschen, zivilisatorischen“ Imports gewesen sei. Der Herausgeber EDUARD MÜHLE skizziert in seiner Einleitung zusammenfassend die wichtigsten Linien der piastischen Lokations- und Stadtpolitik. Die Überlegungen, die ihn bei der Auswahl der Aufsätze geleitet haben, bleiben etwas unklar, zumal es sich bei einigen Beiträgen zwar um durchaus illustrative, aber doch recht spezielle Detailstudien handelt.

In einem umfangreichen Aufsatz von über 50 Seiten ordnet SŁAWOMIR GAWLAS den fürstlichen Landesausbau mittels deutschrechtlicher Kolonisation und städtischer Lokationen in einen weiteren Zusammenhang ein. Vor dem Hintergrund steigender Konsumbedürfnisse der sozialen Eliten an der europäischen Peripherie dienten sie dem Ausbau der territorialen Herrschaft und deren fiskalischer Durchdringung. Dies geschah über eine intensivierete Münzwirtschaft, die wirtschaftliche Vernetzung des Dorfes mit städtischen Märkten und die Kontrolle des internationalen Fernhandels über städtische Zentren. Ein weiterer Aufsatz von GAWLAS beschäftigt sich mit der Lokationswende in Ostmitteleuropa während des 13. Jahrhunderts. Er referiert dabei den Forschungsstand, insbesondere unter Einbezug der deutschen und böhmischen Gebiete. Als charakteristisch für die polnischen Verhältnisse unterstreicht er die Bedeutung der Landesherren bei den Lokationen, die sich in der Regel über Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hinzogen. Diese zeigte sich etwa darin, dass das bestehende Grundeigentum häufig enteignet oder die Siedlung schlicht auf neuen Grund transloziert wurde. Weiter diente die schachbrettartige Anlage der Städte rund um einen zentralen Marktplatz, die typisch für viele polnischen Städte wurde, den fiskalischen Interessen des Stadtherrn, indem sie ihm eine bessere Kontrolle des Handels ermöglichte. Am Beispiel von Breslau, Krakau und Posen beleuchtet MAREK SŁOŃ, wie deren Lokation im 13. Jahrhundert zeitlich eng verschränkt mit kirchlichen Gründungen ablief. Diese wurden im Hinblick auf

die Lokation sogar manchmal vorgezogen und waren in den Rahmen des Gründungsprozesses eingeplant. Pfarrkirchen dienten hierbei als Kristallisationspunkte für die junge Stadtgemeinde; vom Herrscher berufene Predigerkonvente verliehen der städtischen Gründung sakralen Glanz; und schließlich durften auch Spitälter und Armenhäuser bereits in der Zeit der Lokation nicht fehlen.

Eine Reihe von Beiträgen beschäftigt sich mit der Frühzeit von Breslau. Die Aufsätze von JERZY ROZPĘDOWSKI und JERZY PIEKALSKI untersuchen die so genannte erste Lokation der Stadt. Deutlich machen sie dabei, dass der Prozess der Lokation einer Stadt nicht ein einmaliger Akt *ex nihilo*, sondern ein Prozess war, der zwar Jahrzehnte dauerte, zugleich aber auch von markanten Meilensteinen geprägt war. Insbesondere archäologische Grabungen erweisen sich als sehr hilfreich, da sie das meist nur spärlich vorhandene schriftliche Quellenmaterial erhellen, ja sogar zu neuen Interpretationen Anstoß geben können. Das Beispiel Breslaus illustriert überdies, dass bereits Jahrzehnte vor der eigentlichen rechtlichen Lokation einer Bürgergemeinde und der Anlage eines regelmäßigen Stadtgrundrisses eine komplexe arbeitsteilige Siedlung existierte, in der es eine jüdische und eine westlich-wallonische Kolonie gab, deren materielle Kultur sich von derjenigen der ortsansässigen Bevölkerung unterschied. MATEUSZ GOLIŃSKI widmet sich der räumlichen Entwicklung Breslaus im Anschluss an die erste Lokationsphase. Breslau steht zusammen mit zwei weiteren Städten auch im Zentrum des Aufsatzes von STANISŁAW ROSIK, der sich den herrschaftlichen und wirtschaftlichen Motiven bei der Gründung von Neustädten in Schlesien und deren späterer Entwicklung im Zusammenspiel mit den Altstädten widmet. In Schlesien bleiben wir auch mit dem Beitrag zu Liegnitz (MATEUSZ GOLIŃSKI / ROŚCISŁAW ŻERELIK). Dieser setzt sich detailliert mit der Frage der rechtlichen und räumlichen Lokation der Stadt auseinander, seziiert die verschiedenen Interpretationen rund um das Phänomen der Lokation von Liegnitz anhand urkundlicher und archäologischer Puzzlestücke und illustriert dabei ein

Stück Forschungsgeschichte. In Schlesien waren städtische Lokationen, die auf die Initiative des Adels zurückgingen, anders als in Teilen Polens äußerst selten. TOMASZ JUREK untersucht die Lokationspolitik einer der bedeutendsten schlesischen Adelsfamilien und kann dabei nachweisen, dass diese Stadtgründungen regelmäßig zu Konflikten mit den machtbewussten Herzögen führten, die diese Städte in der Folge an sich rissen.

Mit den Beispielen der Lokationen von Posen und Krakau verlässt der Sammelband Schlesien und dehnt seinen Horizont nach Groß- und Klempolen aus. TOMASZ JUREK zeichnet die von den 1240er bis letztlich in die 1280er Jahre – als sich die Stadt etabliert hatte – dauernde Gründung von Posen nach. Die Lokation um das Jahr 1250 erweist sich als ein komplexes und aufwändiges Unterfangen, das bis zu seinem Erfolg der Anstrengungen zweier Fürstengenerationen bedurfte. Sie erforderte einmal die politische Zustimmung der Kirche und des Adels zu Grundstücksübertragungen auf dem Territorium der neu zu gründenden Stadt, welcher sich der Fürst auf Adelsversammlungen versichern musste. Die Lokation gelang überdies nur, indem man Bewohner umliegender Siedlungen in die neu vermessene *civitas* transferierte, weil zuziehende Kolonisten fehlten. Ein grundlegender Beitrag zum Vorgang der städtischen Lokation in Klempolen ist mit dem Aufsatz von JERZY WYROZUMSKI vertreten. Er verfolgt am Beispiel Krakaus, welcher vielstufiger Prozess eine Lokation war: „Die Gründung von Stadtgemeinden war im östlichen Mitteleuropa gerade mit der Umgestaltung von Ansiedlungen verbunden, denen ein regelmäßiger Grundriss verliehen wurde, während die bisherigen Ansiedler umziehen mussten und manchmal auch neue von außerhalb herbeigerufen wurden, bis der Siedlung dann schließlich in größerem oder geringerem Umfang das Recht zur Selbstverwaltung verliehen wurde. Das alles bedeutete ‚Lokation‘ und ‚ansiedeln.‘“ (S. 246–247) Kennzeichnend für diesen Prozess war, dass ethnisch deutsche Siedlergruppen, die sich auf der Basis eines herzoglichen Privilegs gemäß deutschem Recht als eine personenrechtliche Inklave organisier-

ten, lange in der Stadt präsent waren, bevor das deutsche Recht im Lokationsakt von 1257 auf das erweiterte Stadtgebiet ausgedehnt und ein regelmäßiger Stadtgrundriss trassiert wurde. In einem reich mit Planmaterial illustrierten Beitrag beschäftigt sich BOGUSŁAW KRASNOWOLSKI mit der regelmäßigen urbanistischen Anlage klempolnischer Städte, deren Höhepunkt die vielgliedrigen Schachbrettanlagen etwa Krakaus bildeten. Regelmäßige, konstruierte urbanistische Grundrisse sind ein Kennzeichen Ostmitteleuropas und Ausdruck geplanten herrscherlichen Städtebaus, der sich im Falle Klempolens von schlesischen und böhmischen Vorbildern beeinflussen ließ und selbst in den ruthenischen Raum ausstrahlte. Diese Urbanistik war nach Meinung Krasnowolskis in ihrem Anspruch, die Ordnung des Kosmos abzubilden, den ideologischen Grundlagen der Architektur gotischer Sakralbauten durchaus nicht unähnlich.

Die letzten Beiträge des Sammelbandes lösen sich vom Fokus auf Schlesien, Klein- und Großpolen. ROMAN CZAJA ordnet in seinem grundlegenden Aufsatz die Entwicklung des spätmittelalterlichen polnischen Städtewesens (13./14. Jahrhundert) in den größeren europäischen Rahmen der urbanen Revolution ein und differenziert die polnischen Entwicklungen chronologisch und regional, wodurch ein Gesamtbild des Phänomens entsteht. Dies hätte es vielleicht angezeigt erscheinen lassen, den Beitrag an den Anfang des Bandes zu stellen. Zwei Aufsätze von ANDRZEJ JANECZEK dehnen den Fokus des Sammelbandes entlang der deutschrechtlichen Kolonisationsrichtung, die von Schlesien über Klempolen nach Ruthenien verlief, in den orthodoxen Kulturraum aus. Für Przemysł macht er ähnliche Beobachtungen wie Wyrozumski für Krakau, nämlich die Existenz einer deutschrechtlichen Personengruppe in der Stadt unter der Führung eines Vogtes bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts – also noch zur Zeit des russischen Fürstentums von Halyč-Wollhynien, vor einer eigentlichen territorialen und rechtlichen Lokation der Stadt nach deutschem Recht im 14. Jahrhundert. Sein klassischer Beitrag zur „Modernisierung der Städte Rutheniens“ beleuch-

tet, wie das deutschrechtliche Städtmodell vom 14. bis 16. Jahrhundert in die ruthenischen Teile des Königreichs Polen im Südosten übertragen wurden. Sein Augenmerk richtet er dabei auf die besondere, konfliktreiche Situation des Ein- beziehungsweise Ausschlusses nicht-katholischer Bevölkerungsteile in die Stadtgemeinde, wie sie sich in den multikonfes-

sionellen Burgstädten Rutheniens bot. Den Band beschließt ein Aufsatz von HENRYK SAMSONOWICZ, der sich mit der tatsächlichen Autonomie und Selbstverwaltung der polnischen Städte in einem vom Adel geprägten Umfeld auseinandersetzt, mit Ausblicken bis ins 17. Jahrhundert.

Christophe v. Werdt, Bern

MIKOŁAJ GLĄDYSZ: *The Forgotten Crusaders. Poland and the Crusader Movement in the Twelfth and Thirteenth Centuries*. Leiden: Brill, 2012. XXV, 433 S., 5 Ktn., Graph. = *The Northern World*, 56. ISBN: 978-90-04-18551-7.

Die (trotz zahlreicher Druckfehler) gut lesbare englische Übersetzung der 2002 im polnischen Original erschienenen Danziger Dissertation aus dem Jahr 2000 bietet eine umfassende monographische Zusammenschau der Rezeption des Kreuzzugsgedankens im piastischen Polen und der daraus rührenden mehr oder weniger aktiven polnischen Beteiligung an einzelnen Kreuzzügen zwischen 1095 und 1291. Als „Kreuzzug“ wird dabei nicht nur die militärische Expedition ins Heilige Land verstanden, sondern „any initiative which on the basis of a papal licence was endowed with such a status“ (S. 3). Die Untersuchung schließt damit jene Kampagnen ein, die bei Ablegung der gleichen Gelübde, Verwendung der gleichen Zeichen und Gewährung der gleichen Sündennachlässe bzw. Privilegien, wie sie bei Expeditionen ins Heilige Land galten, gegen pagane Elbslawen, Pomoranen, Pruzzen, Balten oder Mongolen, ja später mitunter selbst gegen christliche Papst- oder Kirchengegner unternommen wurden. Als entscheidend erachtet der Autor, dass die Teilnehmer der ostmitteleuropäischen Kreuzzüge mit den gleichen kirchenrechtlichen und „ideologischen“ Argumenten rekrutiert wurden wie die levantinischen Kreuzfahrer und sich – auch wenn sie um die Unterschiede zwischen ihrem europäischen Kreuzzug und dem Kampf um die Befreiung oder Verteidigung Jerusalems wussten – letztlich als Teil der gleichen elitären *militia Dei* verstanden haben. Diese Definition des Gegenstandes macht Sinn.

Zum einen ermöglicht sie überhaupt erst, das Thema mit Blick auf das mittelalterliche Polen monographisch zu behandeln (die dürftigen, zum Teil unsicheren Hinweise auf zwei, drei polnische Kreuzfahrer ins Heilige Land wären in einem Aufsatz rasch abgehandelt). Zum anderen bietet sie die Chance, die bestehenden inhaltlichen Verbindungen und strukturellen Verflechtungen zwischen den levantinischen Kreuzzügen und den ostmitteleuropäischen Kampagnen gegen die benachbarten „Ungläubigen“ herauszuarbeiten und vor diesem Hintergrund den spezifischen Anteil des piastischen Polen an dem gesamteuropäischen Phänomen des päpstlich legitimierten „Heidenkampfes“ zu ermitteln.

Dazu trägt der Autor in zwölf – der Chronologie der Ereignisse folgenden – Kapiteln minutiös das gesamte verfügbare Quellenmaterial zusammen und diskutiert eingehend und in intensiver Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung die zum Teil sehr unterschiedlichen Möglichkeiten seiner Auslegung. Die Spärlichkeit und Begrenztheit der Quellen zwingen ihn dabei häufig zu – mitunter kühnen – Hypothesen, so dass das Buch über weite Strecken eher mögliche oder denkbare Handlungs- und Ereignisvarianten durchspielt als gesicherte Erkenntnisse präsentiert. Dennoch entsteht am Ende ein durchaus plausibles Bild, das eine gewisse Beteiligung des piastischen Polen am Kreuzzugsgeschehen und – seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts – auch eine gewisse Verbreitung des Kreuzzugsgedankens innerhalb seiner Eliten erkennen lässt. Allein für neun Piastenherzöge kann eine aktive Teilnahme an Kreuzzügen nachgewiesen bzw. wahrscheinlich gemacht werden (einige von ihnen brachen auch mehrmals auf), wäh-

rend zwei weitere ein entsprechendes Gelübde ablegten, ohne dieses letztlich einzulösen. Nicht zu Unrecht vermutet Gladysz, dass ein solches herzogliches Engagement von einem breiteren analogen Engagement weltlicher Großer begleitet gewesen sein dürfte, das in den Quellen freilich keinen oder kaum Niederschlag gefunden hat. Erkennbar wird jedoch auch, dass die Aufnahme der Kreuzzugs-idee mit einer Rezeption höfisch-ritterlicher Kultur und einem Engagement für kirchliche Stiftungen einherging. Eine Auswirkung der Kreuzzugsbewegung war in Polen schließlich die Ansiedlung von Ritterorden – Grabwächtern, Jo-

hannitern, Templern, am Ende nicht zuletzt auch des Deutschen Ordens, der im 13. Jahrhundert im übrigen die organisatorische Führung der von Polen ausgehenden „nördlichen Kreuzzüge“ übernahm. Insgesamt zeigt die Studie, dass die Kreuzzugsbewegung das piastische Polen als ein integrales Element eines umfassenderen lateinisch-christlichen Kulturmodells erreichte und dass die piastischen Teilfürstentümer an diesem Modell – wenn auch mit einer gewissen Verspätung und geringeren Intensität – partizipiert und zu dessen Ausgestaltung aktiv beigetragen haben.

Eduard Mühle, Münster

ANDRZEJ PLESZCZYŃSKI: *The Birth of a Stereotype. Polish Rulers and their Country in German Writings c. 1000 A.D.* Leiden, Boston, MA: Brill, 2011. XI, 352 S. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 15. ISBN: 978-90-04-18554-8.

Die Geschichte des Piastenreichs und der frühen deutsch-polnischen Beziehungen sind seit vielen Jahren immer wieder unter sehr unterschiedlichen Fragestellungen und methodischen Zugängen Gegenstand der Forschung geworden. Eine Herausforderung stellt dabei die Spärlichkeit zeitgenössischer Schriftquellen dar: Die polnische Überlieferung setzt erst relativ spät ein, zeitgenössische Zeugnisse über die Herrschaft der ersten Fürsten aus der Dynastie der Piasten finden sich überwiegend in der Historiographie des Reiches, dort vor allem in den Werken sächsischer Chronisten.

Die hier anzuzeigende Übersetzung einer erstmals 2008 in Lublin als Habilitationsschrift veröffentlichten Studie ist der Wahrnehmung durch die westlichen Nachbarn gewidmet, den Mustern, die dabei wirksam wurden, und den Bildern, die Chronisten von den ersten polnischen Fürsten und ihrer Herrschaft jeweils entwarfen. Zentrales Anliegen des Verfassers ist es dabei, frühe Ursprünge stereotyper Bilder über Polen aufzuspüren. Als Beginn seines Untersuchungszeitraums hat Pleszczyński die erste Erwähnung Mieszkos I. in der schriftlichen Überlieferung (963) gewählt. Den Endpunkt der

Untersuchung und einleuchtende Zäsur in der Geschichte des polnischen Mittelalters bildet der Zusammenbruch des Reiches unter Mieszko II. (gest. 1034).

Pleszczyński hat seine Arbeit in drei große Teile gegliedert und sich dabei zunächst an der Abfolge der Herrschaften Mieszkos I., Boleslavs I. Chrobry und Mieszkos II. orientiert. In jeweils eigenen Unterkapiteln diskutiert er systematisch für jede dieser Persönlichkeiten ausgewählte historische Ereignisse, spezifische Termini und die Darstellung rituellen, symbolhaften Handelns in den analysierten Quellen – als Spiegel der Wahrnehmung der ersten Piastenfürsten und ihres Landes durch die Eliten des Reiches sowie als Ausgangspunkte und thematische Kerne für die Formung stereotyper Bilder.

Der erste Teil der Untersuchung ist dem Eintritt des Piastenstaates in das Blickfeld der Eliten des Reiches und seiner sächsischen Herrscher gewidmet, personifiziert durch Mieszko I. Die Analyse der ersten, spärlichen Erwähnungen durch zeitgenössische Chronisten zeigt zutreffend, dass bei der Charakterisierung Mieszkos als „König des Nordens“ und „rex barbarorum“ auf Vorstellungen, Zuschreibungen und Klassifikationen antiker griechischer Ethnographen zurückgegriffen wurde. Dies trifft dabei zunächst für den sächsischen Chronisten Widukind von Corvey und auch für den Bericht des jüdischen Kaufmanns Ibrāhīm ibn Ya’qūb zu, der aus zweiter Hand

Informationen über das Piastenreich präsentierte, die er nur am Hofe Ottos I. erhalten haben konnte. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, diesen arabischen Bericht zumindest teilweise als Widerspiegelung sächsischer Auffassungen zu interpretieren. Pleszczyński arbeitet dabei auch in westeuropäischer Historiographie des Hochmittelalters greifbare Zuschreibungen heraus, die für die erwähnte negative Charakterisierung von Slawen und ihren Fürsten als „wild“ und als „Barbaren des Nordens“ verwandt wurden. Ein Wandel in der Wahrnehmung und den in den Quellen entworfenen Bildern hat gemäß Pleszczyński erst durch die Christianisierung eingesetzt und zu einer positiven Umwertung des Bildes von Mieszko I. geführt: Einleuchtend verweist der Verfasser hier auf die zeitgenössische Darstellung bei Widukind, der die Beziehungen zwischen Mieszko und Kaiser Otto I. mit dem Begriff *amicitia* beschreibt. Diese Beziehungen würden beim nachgeborenen und für seine gegenüber piastischen Herrschern eher kritische Haltung bekannten Bischof Thietmar von Merseburg allenfalls als ein Tributverhältnis gedeutet und dargestellt. Schließlich untersucht Pleszczyński die Titel, mit denen Mieszko I., sein Reich und seine Untertanen in den Quellen bezeichnet worden sind: Die Herrschertitel schwanken dabei zwischen *rex*, *dux*, *comes* und *marchio*, wechselnd ist auch ihr Bezug auf die „Ljachen“, „Wandalen“ oder auch die „Slawen“. Ungeachtet der mangelnden Eindeutigkeit in der Terminologie kann der Verfasser aber zu Recht festhalten, dass Mieszko I. zum Ende seines Lebens in den zeitgenössischen Quellen als politisch wie auch kulturell-religiös akzeptierter Akteur und Partner des Reiches dargestellt wurde.

Die Beziehungen zum Reich und ihre jeweilige Qualität stehen auch im Fokus des zweiten Abschnitts, der der Herrschaftszeit Boleslavs I. Chrobry gewidmet ist. Der Machtkampf um das Erbe des Vaters warf Schatten auf die Beziehungen des neuen Fürsten zu den Eliten des Reiches, vertrieb er doch u. a. seine aus Sachsen stammende Stiefmutter. Boleslaw sei es zwar gelungen, eine enge Beziehung als *amicus familiaris* zum Markgrafen von Meissen

aufzubauen, die allerdings nicht der *amicitia*-Beziehung zwischen Otto I. und Mieszko I. gleichgekommen sei. Das Treffen Ottos III. mit Boleslaw am Grab des Heiligen Adalbert in Gnesen zeige zwar eine neuerliche Annäherung; seine Behandlung in der sächsischen Chronistik, insbesondere bei Thietmar, lese sich aber als Reserviertheit von Seiten der sächsischen Eliten gegenüber den universalen Vorstellungen Ottos III., indem das Ereignis vornehmlich in einen geistlich-religiösen Rahmen eingeordnet würde und etwaige politische Implikationen unerwähnt geblieben seien. Bedeutsam sei allerdings, dass in diesem Kontext in der Reichshistoriographie die Termini *Polemia/Polonia* zur Bezeichnung des piastischen Herrschaftsbereichs sowie *polani/poleni* für die dort lebenden Menschen aufkamen und fortan verwendet wurden. Bezeichnete die Annahme des Christentums durch Mieszko I. eine Verbesserung in Wahrnehmung und Darstellung durch die westlichen Nachbarn, so gelingt es Pleszczyński, differierende Bilder aus den Quellen zu präparieren, die auf die Existenz von Konzepten der Ausgrenzung, aber auch der Inklusion im Rahmen der Bewertung gerade erst christianisierter Fürsten und Völker verweisen: Thietmar habe in seiner negativen, Boleslaw Chobry als „schlechten“ Christen und „bösen“ Herrscher zeichnenden Darstellung auf Abgrenzung gesetzt. Der sächsische Missionar Brun von Querfurt habe dagegen Boleslaw attestiert, idealiter als Förderer des Christentums und Beschützer der Kirche und somit konform mit dem Rollenmodell für einen christlichen Fürsten zu handeln. Zum Schluss dieses Abschnitts analysiert der Verfasser ausführlich den Hoftag von Merseburg (1002), die politischen Interessen Heinrichs II., der sächsischen Eliten und des polnischen Fürsten, um die Verschlechterung der Beziehungen zu erklären, die schließlich in langjährige kriegerische Auseinandersetzungen mündete.

Im letzten Teil seiner Untersuchung befasst sich Pleszczyński mit stark divergierenden Bildern, die rund um die Gestalt Mieszkos II. entfaltet wurden. Eine der zentralen Quellen, die der Autor befragt, bleibt Thietmar von Merse-

burg. Daneben wertet der Verfasser auch den „Codex der Mathilde“ aus, eine kostbare liturgische Handschrift und Geschenk der zeitweilig im Lager der Gegner Kaiser Konrads II. befindlichen Herzogin Mathilde von Lothringen an Mieszko II. Pleszczyński kann dabei in Widmungsbrief und -miniatur der Handschrift ein sehr positives Bild Mieszkos II. herausarbeiten, das diesen als modellhaften christlichen Herrscher ausweist und ihm (und damit auch seinem Reich) einen prominenten, gleichberechtigten Platz unter den christlichen europäischen Fürsten zuweist. Ausführlich und eingeordnet in den Kontext anderer europäischer Königserhebungen im frühmittelalterlichen Europa diskutiert Pleszczyński abschließend die Krönungen Boleslavs I. und Mieszkos II., die in der Reichshistoriographie schlecht aufgenommen wurden.

Pleszczyński hat eine sorgfältige Analyse zu imagologischen Aspekten der deutsch-polni-

schen Beziehungen zu Zeiten der ersten Piastenmonarchie vorgelegt und dabei Wahrnehmungs- und Deutungsmuster in negativen wie positiven Bildern über die näher betrachteten polnischen Herrscherfiguren herausgearbeitet. Allerdings suggeriert der Titel seiner Untersuchung, dass in den ausgewerteten Quellen bereits die Ursprünge dauerhafter negativer Polenstereotype zu finden seien. Entsprechende Wertungen kann der Verfasser für seinen Untersuchungszeitraum zwar konkret herausarbeiten. Um aber die These der „Geburt eines Stereotyps“ in der untersuchten Reichshistoriographie und die damit implizierte längerfristige Wirksamkeit bzw. Kontinuität negativer Stereotype zu erhärten, müssten Narrative sowie intertextuelle Beziehungen zwischen den untersuchten Quellen und späteren Zeugnissen noch einmal genauer unter die Lupe genommen werden.

Maike Sach, Kiel/Mainz

PETR HLAVÁČEK: Die böhmischen Franziskaner im ausgehenden Mittelalter. Studien zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostmitteleuropas. Stuttgart: Steiner, 2011. 230 S. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, 40. ISBN: 978-3-515-09674-4.

Der Verfasser nennt seine Arbeit zwar eine „Monografie“ mit dem Anspruch einer „systematischen Strukturanalyse“ (S. 15), schränkt aber die Erwartung des Lesers auf eine geschlossene Darstellung der Geschichte der böhmischen Franziskaner selbst ein, indem er korrekt darauf verweist, dass es sich hier um eine Sammlung von Aufsätzen zu ausgewählten Teilbereichen der Geschichte der böhmischen Franziskaner handelt, der dann noch vier Exkurse angefügt sind. Der behandelte Zeitraum (1450 bis 1530) ist eine „Wendezeit“, die mit der Reise des italienischen Franziskaners Johannes von Capistrano nach Mitteleuropa beginnt und das komplizierte Geflecht religiöser und frühnationaler Streitigkeiten während der Herrschaft des „Ketzerkönigs“ Georg von Podiebrad als einen ihrer Höhepunkte hat; nach kurzer Skizzierung

von dessen Problemen mit dem Papst und (als deren Ergebnis) mit dem Gegenkönig Matthias Corvinus folgt dann eine „innere Geschichte“ der böhmischen Franziskaner, die in der Konfrontation mit den Ideen der Frühaufklärung und Luthers schließlich in der „Selbsterstörung“ der Ordensprovinz enden.

Der erste Aufsatz bietet eine kurze Geschichte der Franziskaner seit Genehmigung des neuen Ordens durch den Papst Innozenz III. im Jahre 1209 und führt dann in die Konflikte zwischen den „Observanten“, die die Lehre des Franz von Assisi ohne Ortsbindung der Ordensleute wortgetreu leben wollten, und den „Konventualen“, die im Sinne der anderen Orden eine Bindung an ein Kloster bevorzugten. Die „Observanten“ bildeten die überwältigende Mehrheit der Brüder in der „cismontanen“ Ordensprovinz, die Böhmen mit seinen Nebenländern, Polen-Litauen, Ungarn und Österreich mit Italien zusammenbanden. Die andere Richtung der Franziskaner dieser Zeit wird dann nur noch im Zusammenhang mit Konflikten im Streit um einzelne Klöster in Böhmen erwähnt; von anderen Orden ist keine Rede, und die Rivalität mit den Dominikaner

wird erst an später Stelle (S. 112) mit wenigen Sätzen gestreift. Thematisiert wird hingegen die enge Bindung an Italien und die multiethnische Struktur dieser Ordensprovinz, die in einer Kombination von straffer Leitung von oben und Wahl der Repräsentanten von unten auf Ordenssynoden eine effektive Verwaltung besaß.

Überraschend modern ist dann die Thematik des zweiten Aufsatzes, der den Sprachenstreit in der böhmischen Provinz behandelt. Wegen der großen Zahl von deutschsprachigen Brüdern aus dem Nebenland Schlesien sahen sich die tschechischsprachigen Ordensmitglieder um den politischen Anspruch auf die Leitung der Ordensprovinz in jenem Landesteil gebracht, in dem die tschechische Bevölkerung die Mehrheit stellte. Wie wenig christlich dieser Streit ausgefochten wurde, zeigte sich in der Schändung des Grabes eines gemäßigten deutschsprachigen Ordensvikars im Jahre 1488 (S. 52). Modern ist auch die Unterscheidung zwischen *teutoni* wegen ihrer deutschen Muttersprache und *almanus*, dem Mitbruder aus dem römischen Reich (S. 58, Anm. 140).

Der dritte Ansatz gilt der Bildungsproblematik. Franz von Assisi hatte die theologische Bildung zwar geachtet, aber für sich und seine Anhänger nicht als notwendig angesehen. Dennoch machten die Predigten – die eigentliche „Waffe“ der Franziskaner (S. 94) – aber Bildung notwendig. Diplomatie und Streitgespräche mit den katholischen Rivalen und den „ketzerischen“ Gegnern, auch der Aufstieg in der Hierarchie der Kirche erforderten hochgebildete Ordensmitglieder; dennoch ergaben sich immer wieder Spannungen in den Klöstern, wo einerseits wertvolle Bibliotheken gesammelt wurden, andererseits der Zugang zu ihnen den Brüdern erschwert wurde.

Dieses Thema leitet zum letzten Aufsatz der Sammlung über, nämlich der Spannung zwi-

schen Romtreue auf der einen und dem Selbstbewusstsein einer Elite, die die Armut Christi leben wollte, auf der anderen Seite. Die Neigung der Franziskaner zum „Nonkonformismus“, also eine kritische Einstellung zu Prunk und Glanz der Weltkirche, öffnete den Weg mancher Brüder zur Frühaufklärung und schließlich zum Luthertum, dem sich gegen Ende des Untersuchungszeitraums fast alle Brüder der böhmischen Ordensprovinz zuwandten. Der Verfasser fasst dies in ein Bild: Ein Hund auf der Jagd nach einer Beute wird selbst gejagt, und als er seine Beute erreicht, bricht er tot zusammen (S. 123). Die Dauerkrise der böhmischen Franziskaner endete de facto mit einer Selbstzerstörung der Ordensprovinz.

Den Aufsätzen folgen vier Exkurse, die Personen der vorherigen Darstellung gewidmet sind oder Randthemen behandeln, beispielsweise die ärztliche Tätigkeit mit wirtschaftlichem Erfolg im Gegensatz zum Armutsideal des Ordens. Die Wiederholung ganzer Passagen wirkt hier z.T. aufdringlich. Die angefügten Tabellen über Zahlen und Namen zur Ordensprovinz sind ein Muster für eine entsagungsvolle mediävistische Kleinarbeit an schwierigen Quellen.

Das Buch bietet gelehrte Abhandlungen zu diffizilen Problemen, aber manches fehlt auch darin. Kein Wort wird über den Antisemitismus von Capistrano verloren, dessen Predigten z.B. in Breslau 1453 zu einem Pogrom geführt haben; anderes wird mit der zurückhaltenden Diktion des Mediävisten nur zaghaft thematisiert, wie die Kriegshetzerei gegen den „Ketzerkönig“ und die Hussiten, wie später gegen die Lutheraner; schließlich die Bedenkenlosigkeit in der Propagierung von Gewalt durch die Hierarchen im Namen der christlichen Religion.

Manfred Alexander, Köln

IVAN BILIARSKY: *Word and Power in Medieval Bulgaria*. Leiden [etc.]: Brill, 2011. X, 582 S. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 14. ISBN: 978-90-04-19145-7.

So umfangreich die Forschung zum bulgarischen Mittelalter auch ist, so gering ist die Zahl von einschlägigen Forschungsmonographien in westlichen Sprachen. Allein schon aus diesem Grund ist das umfangreiche Werk eines der

besten Kenner der Materie, Ivan Bilyarsky, zu begrüßen. Thema seines Buches ist die Untersuchung des in bulgarischen mittelalterlichen Texten enthaltenen Rechtswortschatzes, wobei der Autor sich zeitlich auf die Epoche seit der Christianisierung beschränkt. Die ein rundes halbes Jahrtausend umfassende Arbeit lässt bewusst ins Bulgarische übersetzte byzantinische Rechtstexte beiseite, mit Ausnahme einer auf den Eklogen beruhenden Gesetzessammlung. Das Buch zerfällt in folgende Teile:

Ein Glossar des mittelalterlichen bulgarischen Rechtswortschatzes (S. 17–181), „Recht, Sprache und Identität“ (S. 183–203); „Rechtswortschatz der höchsten Staatsmacht“ (S. 205–260); „Institutionen, Heer und Verwaltungswortschatz“ (S. 261–392); „Konzepte und Begriffe in Abgaben- und Steuerwesen“ (S. 393–499); „Allgemeiner kirchlicher Wortschatz: kirchliche Würden und Einrichtungen“ (S. 501–516). Die Überlegungen beruhen auf der Vorstellung einer gesamtorthodoxen, byzantinisch geprägten Balkanlavaria im Anschluss an Dimitri Obolenskys „Byzantine Commonwealth“. Es wurde demnach kein nationalbulgarischer Sonderfall konstruiert, sondern sinnvollerweise wurden bulgarische Entwicklungen in einen regionalen Zusammenhang gesetzt. Die Abhängigkeit vieler bulgarischer Rechtstexte und vieler Ausdrücke der bulgarischen Rechtssprache vom byzantinischen Vorbild sticht dabei besonders ins Auge, denn diese betreffen Wortbildung und sprachliche Konstruktion, und nicht nur allgemeine Einflüsse inhaltlicher Art. Als Materialgrundlage dienen dem Verfasser neun Urkunden – die außerordentlich geringe Zahl überlieferter Urkunden aus dem bulgarischen Mittelalter, dazu noch konzentriert auf das 13./14. Jh., muss besonders Westmediävisten erstaunen –, Inschriften (auf Stein, Fresken, Siegeln und Münzen), Marginalglossen und Kolophone sowie narrative Texte.

Der Hauptteil des Werkes besteht in einer detaillierten Analyse des Rechtswokabulars und seiner – zumeist byzantinischen – Vorbilder. Dabei verfolgt der Verfasser den Ansatz, über eine rein linguistische oder philologische Analyse hinauszugehen und die Rechtsbegriffe historisch zu kontextualisieren. Es ist ihm

zuzugestehen, dass viele Unterkapitel geschlossene eigene Texte bilden, die wie eine Aneinanderreihung von Spezialstudien wirken.

Besonders nützlich ist die Zusammenstellung und Deutung der Evidenz zu den Amtstiteln im bulgarischen Staat. Der byzantinische Einfluss kann am Beispiel der Heeresämter in den Provinzen veranschaulicht werden: *katepano*, *kastrophylox*, *alagator*, *comes*, *strator* sind byzantinischen Ursprungs. *Desetnik*, *varar* sind slawischen, *serdar* und *vatab* persischen (über das Türkische vermittelten) bzw. türkischen Ursprungs. Nicht nur das Amt des *topstikal*, sondern auch jenes des *vatab* sind nicht leicht zu erklären, bisweilen nur durch Analogieschlüsse zu den zeitlichen späteren Ämtern in den Fürstentümern Walachei und Moldau zu erschließen.

Dass das bulgarische Recht wie die Rechtssysteme der anderen balkanorthodoxen Herrschaften vom byzantinischen Vorbild abhängig war, wobei sich das Zweite bulgarische Reich in ganz besonderem Maße byzantinischem Einfluss ausgesetzt sah, war der bisherigen Forschung in Grundzügen bekannt. Der Verfasser betont, dass dieser Einfluss besonders über die Kirche von Byzanz nach Bulgarien gelangt sei, die das Reich an die byzantinische Welt gebunden habe. In diesem weiteren Rahmen sei auch die Übernahme byzantinischer Rechtstexte und deren Übertragung ins Bulgarische zu betrachten. Überall werde der byzantinische Einfluss deutlich, besonders stark in der Kirche und in „ideologisch aufgeladenen“ Teilen der Rechtstexte. Diese stehen in engem Zusammenhang mit dem philologischen Werk Kyrills und Methods, das über den rein religiösen hinaus auch den rechtlichen Wortschatz der Slavia orthodoxa nachhaltig prägte.

Dem Spezialisten der Rechts- und Verwaltungsgeschichte, aber auch dem philologisch arbeitenden Historiker gibt der Verfasser ein gründlich gearbeitetes und detailliertes Werk an die Hand. Der Mediävist erhält Einblick in Strukturen der beiden bulgarischen Reiche, aber auch in die enormen methodischen Schwierigkeiten der bulgarischen Mediävistik, die sich noch für das 14. Jh. mit einem beeindruckenden Mangel an Quellen auseinanderzu-

setzen hat. Eine leichte Lektüre ist das Buch für den an breiteren Zusammenhängen interes-

sierten Historikers wegen des lemmabezogenen Hauptteils jedoch nicht.

Oliver Jens Schmitt, Wien

IVAN BILJARSKY: *The Tale of the Prophet Isaiah. The Destiny and Meanings of an Apocryphal Text*. Leiden [etc.]: Brill, 2013. XI, 310 S., 6 Abb. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 23. ISBN: 978-90-04-21153-7.

Der bulgarische Historiker und Mediävist legt die ins Englische übersetzte erweiterte Fassung seiner 2011 in Sofia publizierten Monographie über das *Skazanie des Propheten Jesaja* und die Herausbildung der politischen Ideologie im frühmittelalterlichen Bulgarien vor. Das *Skazanie* gehört zu den rätselhaftesten Texten der bulgarischen mittelalterlichen Literatur. Im ersten Teil wird die Himmelsreise des Propheten Jesaja beschrieben, im zweiten erzählt, wie er im göttlichem Auftrag die Bulgaren in das ihnen verheißene Land führt, es besiedelt und ihren ersten Herrscher Slav einsetzt. Dem mythischen Herrscher folgt eine lange Reihe weiterer Herrscher, heidnischer und christlicher, legendärer und historisch identifizierbarer, bis zu den Herrschern, die über das gemeinsame bulgarisch-griechische Reich herrschen. Die Erzählung endet mit der Erwähnung der Pečenegeinfälle (11. Jh.). Erstmals publiziert wurde sie 1890 von Ljubomir Stojanović. Bekannt geworden ist sie vor allem unter dem von Jordan Ivanov (*Bogomilski knigi i legendi*. Sofija 1925, S. 273 ff.) geprägten Titel *Bulgarski apokrifni letopis*. Von der bulgarischen Forschung wird das *Skazanie* meist auf das 11.–12. Jahrhundert datiert. Erhalten ist es nur in einer späten Handschrift serbischer Redaktion aus dem mazedonischen Kloster Kičevo. Die Handschrift galt lange als verschollen, wurde von Anatolij Turilov ‚wiederentdeckt‘ und befindet sich heute im Staatlichen Historischen Museum in Moskau (GIM, Chludov 123). Turilov hat die erste vollständige Beschreibung des reichhaltigen Textbestandes des *Kiěvskij sbornik* verfasst, die Handschrift auf den Anfang des 17. Jahrhunderts datiert und ihre Geschichte beschrieben

(*Palaeobulgarica* 19 [1995], 4, S. 2 ff.).

Im ersten Kapitel stützt sich Biljarski bei der Darstellung der Geschichte der Handschrift und der Stellung des *Skazanie* im *konvoj* weitgehend auf Turilovs Befund. Danach ist die Handschrift in einem serbischen, von russischem Einfluss geprägten Klostermilieu entstanden, die weitere Verbreitung war auf Mazedonien beschränkt. Er schließt sich Turilovs These an, dass das *Skazanie* im *konvoj* isoliert sei, sich außerhalb seines eigentlichen literarischen Kontextes befinde. Besonders hervorzuheben ist, dass am Ende des Kapitels die erste, auf Photoaufnahmen der Handschrift beruhende Neuedition (diplomatischer Abdruck) präsentiert wird, mit kurzen Kommentaren und einer von Kiril Petkov angefertigten englischen Übersetzung des Werkes. Danach folgt das Faksimile. Das zweite Kapitel bringt eine von polemischem Schwung getragene Auseinandersetzung mit einigen verbreiteten, in jüngster Zeit zunehmend kritisch betrachteten Interpretationen. Dies sind die „patriotische“ Lesart des *Skazanie*, seine Zuordnung zur häretischen Literatur (Bogomilen) und die „positivistische“ Methode mit ihren Versuchen, die konfuse Darstellung von Ereignissen und die schwer entzifferbare Prosopographie auf realhistorische Grundlagen zurückzuführen. Biljarski betont mit Nachdruck, dass es sich um einen eschatologischen Text in der Tradition biblischer prophetischer sowie nichtkanonischer Texte und um eine Kompilation aus unterschiedlichen Quellen, griechischen und bulgarischen, unterschiedlicher Epochen handelt. Von dieser Position her kritisiert er die bisherige Forschung. Nach der „patriotischen“ Lesart wollte der anonyme Autor das Gedächtnis der bulgarischen Identität und Staatlichkeit in der Epoche der byzantinischen Herrschaft wach halten. Biljarskij antwortet mit dem Nachweis, dass der Text die auf das Christentum gegründete Einheit und Ununterscheidbarkeit des bulgarischen und griechischen Reiches hervorhebt.

Konkret nachgewiesen hat das schon 1993 Strašimir Dimitrov in seinem Aufsatz über die apokryphe Chronik und die ethnische Geschichte der Bulgaren (*Études balkaniques* 29 [1993], 4, S. 97 ff.), den Biljarski nicht erwähnt. Den Kompilator des *Skazanie* ordnet Biljarski zu Recht einem Milieu fern von Hochkultur und offizieller Geschichtsschreibung zu. Zu begrüßen sind seine auf die neuere Forschung gestützten Überlegungen für eine spätere Datierung. Er spricht sich für das 13. oder auch für das 14.–15. Jahrhundert aus und begründet das unter anderem mit möglichen Interpolationen und der Offenheit des Textes, dem ein klares Ende zu fehlen scheine.

Biljarski geht davon aus, dass das *Skazanie* trotz seines kompilativ-fragmentarischen Charakters ein homogenes Ganzes mit einer einheitlichen ideologischen Botschaft bildet: Konstruktion und Bewahrung einer christlichen bulgarischen Identität und einer darauf begründeten „ideology of power“. In diesem Sinne wird in den Kapiteln 3–5 eine grundlegende Neuinterpretation der Erzählung entwickelt. Das sechste und letzte Kapitel (*Kings and their names*) ist auch ein Beitrag zur historischen Identifikation von Herrscherfiguren, das Hauptinteresse gilt aber ihrer Bedeutung als (nach biblischen und anderen Traditionen konstruierte) ideologische Charaktere. Die Neuinterpretation in den vorangehenden Kapiteln erfolgt durch die systematische Offenlegung und typologische Rekonstruktion der die Geschichtserzählung des *Skazanie* bestimmenden biblischen „Modelle“, Archetypen, Identitäts- und Herrschaftskonzeptionen. Im dritten Ka-

pitel werden die paradigmatische Gestalt des Propheten Jesaja und die Topoi des Gelobten Landes, des Auserwählten Volkes, des Neuen Israel und des Neuen Jerusalem im biblischen Kontext und in ihrer mittelalterlichen Rezeption bis hin zur bulgarischen analysiert. Als sakralen Kontext für die Herrscherporträts des *Skazanie*, die die Rolle der Herrscher als Städtegründer besonders herausstellen, führt Biljarski die Erzählungen von den Patriarchen und Propheten im Alten Testament an. Ausgewählte Herrscherfiguren werden durch die Konstruktion biblischer Modelle von Herrschaft interpretiert, so im vierten Kapitel die Herrschaft des legendären Izot durch das Davidische Modell („Davidic royalty“) und im fünften Kapitel die Herrschaft des Ispor (Isperrich) und des heiligen Kaisers Konstantin, den das *Skazanie* mit Konstantin Porphyrogenetos „verwechselt“, durch das mosaïsche Modell („Mosaic model“, „Moses-Constantine Typology“). Biljarski räumt ein, dass die Mehrheit der biblischen Topoi und Archetypen im *Skazanie* nur implizit, als Spuren („traces“, „indications“), greifbar ist, und er hebt auch deutlich hervor, dass ein eschatologischer Text wie das *Skazanie* mit seiner verworrenen Geschichtserzählung keine ausformulierte Herrschaftskonzeption präsentiert. Er hat mit dieser ersten speziell dem *Skazanie* gewidmeten Monographie eine umfassende kritische Bilanz der Forschung vorgelegt, die seit langem fällig war, und eine stabile Basis für die künftige Forschung und die Beantwortung der noch offenen Fragen (Datierung, Quellen, Autor) geschaffen.

Wolf-Heinrich Schmidt, Berlin

GYULA SZVAK (red.): *Samozvancy i samozvančestvo v Moskovii. Materialy meždunarodnogo naučnogo seminara (25 maia 2009 g., Budapešt)* [Usurpatoren und Usurpation im Moskauer Reich. Vorträge eines wissenschaftlichen Tagung (Budapest, 25. Mai 2009)]. Budapest: Russica Pannonicana, 2010. 197 S. ISBN: 978-963-7730-54-2.

Gyula Szvak, who has done so much to further international discussion of significant ques-

tions of Russian history, publishes here yet another volume of challenging academic papers. In his introduction, he rightly points out that pretenders have constituted a world-historical problem that can be approached scientifically. Then, in one of the contributions, SZVAK suggests that the Russian people were not more stupid and credulous than others, but found themselves in particular circumstances, such as the presence of Cossacks, in the seventeenth and eighteenth centuries. O. G. USENKO dis-

cerns three types of pretenders: those who kept their own name; 'clowns under a mask', assuming a title, and elusive phantoms. He goes on to investigate terminological, heuristic and methodological questions. MAUREEN PERRIE distinguishes between inter-dynastic and intra-dynastic pretenders. She concludes that the question of legitimacy was decided relatively easily in both cases: the true tsar could readily be separated from usurpers, or protected from them. While N. M. ROGOZHIN gives emphasis to the material and ideological difficulties inherent in the formation of the Muscovite state in the seventeenth century, I. O. TIUMENTSEV concentrates on the origins of the pretender phenomenon at its beginning, stressing its necessity as a symbol for social discontent. Closing the focus, D. V. LISEITSEV describes the *prikaz* apparatus during the reign of the first false Dmitrii and V. V. DUBOVIK scrutinises genealogical records of the pretender Timofei Akindinov. Finally, much more broadly, A. V. BUGANOV considers the socio-utopian ideas of the Russians, taking them up to Napoleonic and even Soviet times. Here, at

least some mention might have been made of pretenders from the 1920s to the 1950s as chronicled by V. V. Alekseev and M. Iu. Nechaeva: *Voskresshie Romanovy? [sic] K istorii samozvanchestva v Rossii XX veka*. 2 toma. Ekaterinburg, 2000, 2002.

If Henry Tudor had not triumphed in the battle of Bosworth in 1485, his dynasty would not have lasted through the sixteenth century, and he himself would have been dismissed as a pretender. Catherine the Great would have been comparatively unknown had she not acquiesced in the murder of her husband and assumed a throne to which she had no title. In other words, the victors have indeed received more of a place in history than the losers, a balance which this book considerably redresses. It thus serves to indicate the similarity between pretenders and traitors as encapsulated by Sir Walter Raleigh at the beginning of the key seventeenth century: "Treason ne'er prospers, Here's the reason, When it doth prosper, None dare call it treason."

Paul Dukes, Aberdeen

TATJANA NIEMSCH: *Reval im 16. Jahrhundert. Erfahrungsräumliche Deutungsmuster städtischer Konflikte*. Frankfurt a.M. [etc.]: Lang, 2013. LX, 207 S., 5 Abb. = Kieler Werkstücke. Reihe G: Beiträge zur Frühen Neuzeit, 6. ISBN: 978-3-631-62770-9.

Die Kieler Dissertation thematisiert die frühneuzeitlichen Konfliktsituationen in der Stadt Reval (estnisch: Tallinn) im Rahmen des theoretischen Konzepts von Erfahrungsräumen. Das Ziel der Arbeit ist es, „den Einfluss erfahrungsräumlicher Hintergründe von Konfliktakteuren auf die Entstehung, den Verlauf und die Bewältigung von Konflikten zu erkennen und darzulegen“ (S. 23). Der theoretische Rahmen der Untersuchung wird mithilfe von zahlreichen Autoritäten von Newton und Leibniz bis zu Bourdieu und Derrida, um hier nur einzelne Namen zu erwähnen, umfangreich dargelegt. Dem Leser werden die Grundzüge der Geschichte der Stadt, ihrer Topographie und

zweier zentraler Geschehnisse des 16. Jahrhunderts – der Reformation und des Wechsels des Landesherrn – präsentiert. Besonders ist in diesem Zusammenhang positiv hervorzuheben, dass die Verfasserin nicht zu denjenigen deutschen Geschichtsforschern gehört, die nach Eugen von Nottbeck (1842–1900), Wilhelm Neumann (1849–1919) und bestenfalls noch Paul Johansen (1901–1965) keinen jüngeren Stadthistoriker Revals kennen. Der Überblick der Stadtgeschichte basiert jedoch teils auf eher an Touristen gerichteten Kurzdarstellungen, teils auf allgemeinen Lehrbüchern und vermittelt so neben vielen Fehlern und Missverständnissen manchmal auch schon längst veraltete Vorstellungen. Es seien hier nur ein paar Beispiele für die doch allzu zahlreichen Fehler genannt: Die Stadt wird nach heutigem Kenntnisstand nicht 1154, sondern erst 1219 erstmals in den schriftlichen Quellen erwähnt. Die von Paul Johansen genannte Revaler Hakenzahl im 13. Jahrhundert (S. 78) bezieht sich

auf die Landschaft und nicht auf die Stadt (Haken stellten rein bäuerliche Besteuerungseinheiten dar). Auch ist „bei Smolina“ (S. 89) nie ein russisch-livländischer Frieden geschlossen worden. Für sich betrachtet handelt es sich hier um Kleinigkeiten, insgesamt demonstrieren diese Fehler aber, dass die Verfasserin die allgemeine Geschichte ihres Untersuchungsobjekts doch eher nur oberflächlich kennt, so dass sie die Qualität der von ihr benutzten Darstellungen kaum endgültig bemessen konnte.

Die „städtischen Konflikte“ selbst machen ca. 80 Seiten, also etwa ein Drittel des Gesamtumfangs des Bandes, aus. Es handelt sich um Fallstudien, die weitgehend auf eigener Archivforschung basieren, zu Kurzdarstellungen über die städtischen Erfahrungsräume erweitert wurden und entsprechend der stadtopographischen Zugehörigkeit der Akteure in Unterkapitel gegliedert sind. Thematisiert werden Streitigkeiten zwischen den Einwohnern der eigentlichen Stadt und des Dombergs um verschiedene Rechte und Vorrechte, die städtische Reformation in ihrem Bezug zum Landesherrn und Bischof sowie der Machtwechsel im Jahr 1561, als die Stadt sich von der Deutschordensherrschaft löste und sich dem König von Schweden unterwarf.

„Konflikte zwischen Akteuren der Unterstadt“ betreffen Bauregulationen, Versuche des Magistrats, im Interesse der Bürger den „Vorkauf“ zu beschränken, und wiederum die städtische Reformation, wobei in Reval der Konflikt zwischen dem Rat und den Dominikanern eine zentrale Rolle spielte. Der Konvent wurde aufgehoben, aber „langfristig führte die schnelle Umsetzung der Reformation in Reval nicht zu der Einheit [...], da auch die Reformation bereits bestehende Gegensätze nicht überkam“ (S. 162). Den dritten Fragenkreis bilden die Gegensätze zwischen Akteuren der Stadt und dem Umland. Hier stehen die Konflikte um die Handelsrechte der Adligen und der Bauern sowie die Problematik der sogenannten Läuflinge, also der in die Stadt gezogenen schollenpflichtigen Bauern, deren Auslieferung von ihren bisherigen Gutsherren gefordert wurde, im

Mittelpunkt. Im Zusammenhang mit der Reformation werden die Beziehungen zwischen der Stadt und dem adligen Zisterzienserkloster thematisiert. Zusätzlich präsentiert die Verfasserin die Thematik von Handel und Piraterie.

Leider konnte die Autorin in ihrer Dissertation – aus verständlichen Gründen – die erst vor kurzem (2012) publizierten Forschungsergebnisse von Tiina Kala nicht diskutieren. Diese weist darauf hin, dass der Terminus „undeutsch“ in den Revaler mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen überwiegend Bauern, nicht aber die städtischen Esten bezeichnet. Diese Beobachtung könnte die Grenzen zwischen dem ‚Städtischen‘ und dem ‚Nicht-Städtischen‘ anders definieren, als sie von Tatjana Niemsch in der hier rezensierten Arbeit angenommen worden sind.

Der Autorin ist es insgesamt gelungen, die verschiedenen Aspekte des Verhaltens der Akteure in den städtischen Konflikten erfolgreich zu analysieren. Sie betont, dass angesichts einer gemeinsamen Bedrohung von außen wie beispielsweise seitens der russischen Truppen während des Livländischen Krieges 1558–1582/1583 die sozialen und rechtlichen Grenzen zwischen den „Erfahrungsraumgruppen“ überwunden wurden, dass eine solche „Konstitution“ aber immer nur kurzfristig wirkte (S. 199). Hervorgehoben wird, dass der Revaler Magistrat in Bezug auf den Landesherrn, den Deutschen Orden, starke Positionen innehatte, die letztendlich 1561 zum Ungehorsam und zur Akzeptanz des neuen Landesherrn führten. Die Zugehörigkeit zu Erfahrungsräumen habe in Reval nicht nur die Konfliktbewältigung erschwert, sondern auch konfliktfördernd gewirkt.

Im Rahmen der Traditionen der Erforschung der Revaler Geschichte handelt es sich um einen innovativen methodologischen Ansatz, der jedoch, wie die Verfasserin es auch betont, die bisherigen Betrachtungsweisen keineswegs ersetzen soll, sondern eher ergänzen will. Somit hat die Monographie ihre Aufgabe auch erfüllt.

Anti Selart, Tartu

Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn (1688–1690). Herausgegeben von János Kalmár und János J. Varga. Einleitung von János J. Varga, Anmerkungen und deutsche Fassung von János Kalmár. Stuttgart: Steiner, 2010. 514 S. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 39: Quellen, I. ISBN: 978-3-515-09778-9.

This important source publication makes available in print the *Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn* (EW), a major administrative initiative by the Habsburg court to address the chaotic situation in Hungary after the expulsion of the Ottomans. The text has long been at the center of controversy between Hungarian and Austrian historians about the intentions of the Habsburgs vis-à-vis Hungary. Thanks to this edition and the thoughtful commentary of its editors this controversy can now largely be laid to rest opening up avenues for more nuanced interpretations. Both text and commentary shed light on a rich array of issues calling for further historical analysis: the mindset of Habsburg policy makers, the interaction of these policy-makers with the Hungarian estates, and the state of affairs (social, military, institutional, economic, and religious) in Habsburg-occupied Hungary during the last decades of the 17th century.

The publication has been the culmination of a nearly 90-year-long effort. The actual text was already transcribed and annotated for publication during the 1920s by the legal historian Béla Baranyai. Baranyai's page proofs form the basis of this edition but the editors confronted significant obstacles: the manuscript used by Baranyai was destroyed in a 1927 fire, Baranyai's page proofs contain significant gaps, and many of his annotations were of no help since they referenced the destroyed manuscript and a likewise lost introduction. During the 1980s László Benczédi, the eminent historian of early modern Hungary, resumed the publication project and wrote a programmatic essay on the importance of the EW (published in 1987). The editors emphasize their indebtedness to these predecessors whose work was interrupted by death.

The editors' own contributions are as follows: a substantial introduction by J. Varga; extensive footnotes identifying cited sources, text variants, scribal errors, and relevant scholarship; an appendix with supporting documents attached to the EW by its authors and archival sources assembled by the editors shedding light on discussions in Vienna, input by Hungarian magnates, and failed attempts to implement the EW; a case study by Kalmár examining to what extent the EW influenced Habsburg administrative policies in the Banat; a glossary of abbreviations; a multi-linguistic concordance of geographic designations; and two indexes of places and personal names.

The editors consider the EW a mostly positive undertaking that "distinguished itself advantageously from other projects of the Leopoldine era ... recogniz[ing] the essential features of backwardness in the country just liberated from Turkish rule" (p. 57). For example, the editors reject the notion that the EW's intention was the "Germanization" (*Eindeutschung*) of Hungary (pp. 76, 464). They argue convincingly that earlier Hungarian historians took calls for German immigration out of context without mentioning similar appeals to Hungarians, Slavs, and others. Also, they find that many of the EW's proposals for reform were "shaped by the endeavor to promote the common good and to provide assistance to the disadvantaged layers of society" (p. 71). Influenced by early Enlightenment ideas (natural law, cameralism, and mercantilism) the EW condemned the exploitation of the peasantry, the power of the nobility, the corruption of administrators, the billeting practices of the Habsburg army and other similar problems facing Hungary during the late 17th century. Curbing this deplorable state of affairs was the EW's principal goal as demonstrated by its calls for administrative, judicial and military reforms; a more equitable tax system (curbing the nobility's tax freedoms); and an economic policy promoting industry and trade.

The editors further demonstrate that the EW, which remained largely a still-born plan due to the opposition of the Hungarian elite and Habsburg army leaders, provided impor-

tant impulses for reform during the 18th century. Yet, they also note some of the more troubling aspects of the EW, particularly its militant Anti-Protestantism and Anti-Judaism. The EW's principal author, Cardinal Kollonich, was "a fiery apostle of Catholic renewal ... cruel in his attitude toward Protestants and Jews" – a startling contradiction in a man whom J. Varga also describes as "a clear thinking human being" intent on modernizing Hungary (p. 28). The hateful language targeting Jews (pp. 128–129) is particularly noteworthy. Jews were called "a harmful weed" (*schädliches Unkraut*) subject to eradication (*Ausrottung*). Even if the German *Ausrottung* did not yet mean physical liquidation – a connotation it acquired during the Holocaust – its use nevertheless leaves one wondering about the mindset of otherwise progressive reformers.

This differentiated interpretation of the EW largely follows the main points of Benczédi's 1987 essay. Like Benczédi the editors note the EW's negative aspects but emphasize its overall positive importance as a reform project – similar to Austrian historian Theodor Mayer's standard work "Verwaltungsreform in Ungarn nach der Türkenzeit" (1911; reprint 1980). Like Mayer the editors focus on the EW's principal ideas, the intellectual milieu that produced them, and these ideas' long-term influence (*geistiges Erbe*) on later reform projects. However, future historians should consider a new approach that was suggested by Benczédi who saw the EW as "a rich goldmine for ... the history of society and everyday life". Indeed, even a cursory reading of the text allows glimpses into historical realities that remain poorly studied: the traumatization of ordinary men and women by ruthless power brokers (nobles, officials, and army officers), the horrors of pestilence and disease, the mass flight of the peasantry, the plight of Protestants, the brutal realities of a broken justice system, and catastrophic early settlement ef-

forts (e.g., the forced transplantation of captured runaways and the failure to make any provisions for thousands of Bosnians left to starve on the Hungarian plain). From a social history perspective the EW is a unique source for understanding why large parts of Hungary erupted in revolt less than a decade later.

Despite its overall quality this publication regrettably lacks a systematic examination of the EW's manuscript corpus. We learn very little about the original clean copy (destroyed in 1927), the extent to which it survived in Baranyai's fragmentary page proofs, or the ten manuscript copies still in existence today. The editors replaced missing text segments from the original with excerpts from a late 18th-century manuscript in the Hungarian National Library which they maintain "was closest to the lost original clean copy ..." (p. 81). This is a surprising assertion given the existence of at least two much earlier manuscripts in Vienna. The editors do not indicate exactly where they inserted these excerpts, nor do they attribute text variants which are introduced only as "variants from other versions" (p. 83). It would have been helpful to learn more about these other versions and how these versions compare with each other and with the original clean copy. Attempts to address these questions in footnotes (e.g. on pages 194–195, 202–204) do not, unfortunately, provide a sufficiently detailed analysis of the EW's textual history.

This drawback notwithstanding historians should welcome this publication as an important landmark. The text of a significant Habsburg reform project, from which passages were often cited out of context, is now readily accessible to scholarship. The volume is of great interest to historians of Hungary, the Habsburg Empire, European absolutism, as well as early modern society and religion.

Georg Michels, Riverside, CA

Allgemeine Rezensionen | Nach Perioden, Ländern, Themen

Arbeit am europäischen Gedächtnis. Diktaturerfahrung und Demokratieentwicklung. Hrsg. von Volkhard Knigge / Hans-Joachim Veen / Ulrich Mählert / Franz-Josef Schlichting. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2011. 248 S., 1 Abb. = Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, 17. ISBN: 978-3-412-20794-6.

Der 2012 verstorbene englische Historiker Eric Hobsbawm hat das „kurze“ 20. Jahrhundert (1914 bis 1989) als „Zeitalter der Extreme“ bezeichnet, vor allem weil es von den kommunistischen und faschistischen Diktaturen ebenso geprägt war wie von den beiden Weltkriegen. Wie die in dem Band veröffentlichten Beiträge zu dem 9. Internationalen Symposium der Stiftung Ettersberg zeigen, haben diese einschneidenden Ereignisse und die damit verbundenen Erfahrungen auch die Erinnerungskulturen der Europäer nachhaltig imprägniert, wenn auch durchaus unterschiedlich. So ist der Erste Weltkrieg in Frankreich und in Großbritannien im kulturellen Gedächtnis deutlich tiefer verankert geblieben als in Deutschland, wo die totale Niederlage 1945 nicht nur mit dem Zusammenbruch der NS-Diktatur einherging, sondern zumindest im Rückblick die mehr als vier Jahrzehnte andauernde Teilung des Landes einleitete. Diese Differenzen, aber auch die wechselseitigen Einflüsse über die nationalstaatlichen Grenzen hinweg sind in dem *Haus der Europäischen Geschichte* aufzunehmen, dessen Einrichtung das Europäische Parlament 2007 beschloss. Bereits im Oktober 2008 legte ein internationaler Sachverständigenausschuss seine (im Anhang des Bandes abgedruckten) konzeptionellen Überlegungen zu dem Haus vor, das als Forum historisches Wissen vermitteln und einen Dialog zwischen den Europäerinnen und Europäern initiieren soll.

Jedoch ist in Europa bislang keine intensive Diskussion über das Projekt geführt worden, weil sich eine europäische Öffentlichkeit noch kaum herausgebildet hat. Überdies ist die Geschichte Europas zerklüftet geblieben, wie ETIENNE FRANÇOIS in seinen weiterführenden

Bemerkungen zu den Grundlagen einer europäischen Erinnerungsgemeinschaft zu Recht hervorhebt. Überzeugend argumentiert er, dass diese letztlich auf den „zahlreichen Prozessen der Vielfalt und der Konflikte, des Austauschs und der Aneignung, der Einbeziehung und der Ausgrenzung“ (S. 16) beruht. In dieser Konstellation könnten gemeinsame Bezugspunkte einer europäischen Erinnerungskultur allenfalls in den Gründungsmythen, in geteilten (verbindenden wie trennenden) Erinnerungsorten und in der problematischen Abgrenzung von der Außenwelt – z.B. vom muslimisch geprägten Kulturraum – gefunden werden. François zeigt aber, dass diese Zugänge durchaus aufschlussreiche Erkenntnisse und Einsichten zum europäischen Gedächtnis eröffnen und Opferkonkurrenzen ebenso vermeiden wie gegenseitige Schuldaufräufungen.

STEFAN TROEBST arbeitet heraus, dass Europa besonders im Hinblick auf Diktaturen ein geteilter Erinnerungsraum ist. Während diese Regimes im kulturellen Gedächtnis West- und Nordeuropas nach 1945 sukzessive zurückgetreten sind, prägen die kommunistischen bzw. autoritären Diktaturen die Erinnerungskulturen in den ost- und südeuropäischen Staaten noch in der Gegenwart. Allerdings bleibt fraglich, ob diese Zweiteilung in Bezug auf die Ost-West-Kluft des Kalten Krieges eine „Überbrückungsfunktion“ (S. 171) einnimmt oder nicht vielmehr eine weitere Trennlinie konstituiert. Überdies muss in Rechnung gestellt werden, dass die autoritären Regimes in Griechenland und Spanien bereits in den siebziger Jahren zusammenbrachen, in Osteuropa aber erst 1989/90. Hier ist die Transformation zudem nicht nur durch Demokratisierungsprozesse gekennzeichnet worden, sondern auch mit einem Wiederaufleben des Nationalismus einhergegangen, der das Streben nach staatlicher Souveränität im Anschluss an die lange Fremdherrschaft der Sowjetunion widerspiegelt.

Darüber hinaus sind die Erinnerungskulturen Griechenlands und Spaniens nicht nur von

den Diktaturen geprägt, die Georgios Papadopoulos und Francisco Franco bis zur Mitte der siebziger Jahre repräsentierten, sondern jeweils auch von den vorangegangenen Bürgerkriegen. WALTHER L. BERNECKER zeigt in diesem Zusammenhang die Spezifik der spanischen *Transición*, die auf einer „Art Ehrenabkommen“ (S. 104) zwischen den neuen Eliten und den Trägern der Franco-Diktatur basierte. Damit sollten die Konflikte zwischen Republikanern und Franquisten endgültig beigelegt werden, die Spanien seit 1931 geteilt und im Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 nahezu zerrissen hatten. Auch die Regierung des sozialistischen Ministerpräsidenten Felipe González schrieb von 1982 bis 1996 den Schweigepakt und den Gedächtnisverlust fort, die auf der Iberischen Halbinsel bis zum Jahrtausendwechsel eine umfassende Aufarbeitung der belastenden Vergangenheit verhinderten. Erst eine im Jahr 2000 gegründete Bürgerinitiative, die Leichname von im Bürgerkrieg „verschwundenen“ Opfern der Republikaner exhumieren ließ, hat eine offene Diskussion der Vergangenheit herbeigeführt. Die (selbst)kritische Debatte, die sich daraufhin entwickelte, mündete 2007 in das „Gesetz der historischen Erinnerung“, das den Franquismus erstmals ausdrücklich verurteilte. Allerdings muss im Rückblick offen bleiben, ob die selektive Erinnerung des Bürgerkrieges und der autoritären Diktatur die Demokratisierung Spaniens verzögert oder erst ermöglicht hat.

In Polen ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg demgegenüber lange auf die Teilungen des Landes im späten 18. Jahrhundert bezogen worden, von denen sich nach 1945 die im November 1918 konstituierte Zweite Republik leuchtend abhob. Wie ROBERT TRABA argumentiert, war die Erinnerungsdebatte deshalb von einem „polnischen Romantismus“ (S. 74) geprägt. Die öffentlichen Diskussionen konzentrierten sich besonders von 1945 bis 1949, aber auch erneut von 1999 bis 2004 auf Mythen von „Heldentum“ und „Martyrertum“, die nicht nur die Gedächtnispolitik der Regierungen bestimmten, sondern auch die Belletristik. Angesichts dieser spezifischen Merkmale ist Trabas Plädoyer, die relative Autonomie

der polnischen Erinnerungskultur zu respektieren, ebenso nachvollziehbar wie seine Warnung vor der Hegemonie einzelner nationaler Narrative in Europa. Allerdings ist seine Mahnung gegenüber einer Wiedergutmachung durch Geschichtsfälschung (im deutsch-polnischen Verhältnis) übertrieben. Zudem sind abwertende Bemerkungen zur Flucht und Vertreibung der Deutschen unnötig, so der Hinweis, dass er in seinen Forschungen in einem ermländischen Dorf als „Vertriebene“ nur die „importierten“ Beamten der örtlichen NSDAP-Strukturen identifiziert habe, die „in Wirklichkeit vor der Verantwortung der Rechtsprechung flüchteten“ (S. 77). Die in diesem Befund implizierte Deutung wird dem von Traba selber gesteckten Anspruch der Empathie – „in Erinnerung an die andere Seite“ (S. 78) – nicht gerecht.

ALEXANDER VATLIN konturiert in seinem Beitrag die fragmentierte Erinnerungskultur Russlands, wo nach 1991 die „Idealisierung der vorsowjetischen Zeit“ (S. 126) zugenommen hat. Während der Konsens über den Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ weitgehend ungebrochen ist, sind die Erinnerungen an den Stalinismus seit den neunziger Jahren umstritten. Auch die marginale Rolle von Organisationen wie *Memorial* bietet kaum Anlass zu der Hoffnung Vatlins, dass die „gemeinsame Erinnerung an den Stalin-Terror“ zu einem „Integrationsfaktor für den postsowjetischen Raum“ (S. 132) werden könnte. Der Beitrag beleuchtet vielmehr die Antinomien und Gegensätze in der Erinnerungskultur Russlands. So sollten in Moskau anlässlich der Feiern zum 65. Jahrestag des Kriegsendes im Mai 2010 Bilder Stalins öffentlich gezeigt werden, während zugleich erstmals Truppeneinheiten der NATO an der Siegesparade teilnahmen. Alles in allem hat die „atomisierte Geschichte“ (S. 123) in Russland damit eine widersprüchliche Erinnerungskultur hervorgebracht.

Dieser Befund trifft auch auf Österreich zu, wo das Bekenntnis des Bundeskanzlers Franz Vranitzky, der 1991 eine Mitverantwortung der Österreicher an den nationalsozialistischen Verbrechen eingeräumt hatte, noch keineswegs tief im kulturellen und kommunikativen Gedächtnis verwurzelt ist. In der Nachkriegszeit

hatte zwar das Gefallenengedenken die Opferthese, die auf einer selektiven Interpretation der alliierten Moskauer Erklärung vom Oktober 1943 beruhte, implizit eingeschränkt. Vor allem die in den fünfziger Jahren errichteten Kriegerdenkmäler dementierten offenkundig die Behauptung vom erzwungenen Dienst der österreichischen Soldaten in der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS, wie HEIDEMARIE UHL belegt. Zu Recht hebt sie darüber hinaus vergleichend hervor, dass die Nachkriegsmythen von Opfer und Widerstand keineswegs nur das kulturelle Gedächtnis in Österreich kennzeichneten, sondern auch die Erinnerungskulturen in zahlreichen anderen Staaten Europas. Ebenso wie dort schwand der Einfluss des Narrativs vom Widerstand und der Stellenwert affirmativ-nationaler Erinnerungsdiskurse seit den sechziger bzw. achtziger Jahren auch in anderen Ländern West- und Mitteleuropas.

Diese Ambivalenzen und Widersprüche sind in dem *Haus der Europäischen Geschichte* offenzulegen, in dem – wie WŁODZIMIERZ BORODZIEJ überzeugend argumentiert – die Balance zwischen dem Stolz auf die Errungenschaften der Europäer und der Skepsis gegenüber ihrer Unterdrückung anderer Kulturen gehalten werden muss. Ebenso ist die Spannung zwischen einem europäischen Gemeinschaftsbewusstsein und den Prozessen wechselseitiger nationaler Abgrenzung zu vermitteln. Letztlich setzt ein „supranationales Selbstbewusstsein“ eine „reflektierte Auseinandersetzung mit den gemeinsamen Teilen der Geschichte“ (S. 141) voraus.

Demgegenüber bleiben andere Beiträge zu dem Band zu allgemein. So wird FRANZISKA

AUGSTEINS Behauptung, dass Denkmäler – im Gegensatz zu Mahnmälern – keineswegs dem „Geist einer Demokratie“ (S. 149) entsprechen, letztlich nicht der Einsicht gerecht, dass auch demokratisch verfasste Ordnungen der symbolischen Repräsentation bedürfen. Noch einseitiger ist MÁRIA SCHMIDT's nahezu apodiktische Verteidigung des christlichen Kulturerbes und der vorgeblich positiven Rolle des Nationalismus, dessen Kritik sie polemisch „politisch korrekt“ denkenden linken Intellektuellen“ (S. 167) zuschreibt.

Insgesamt sind die Aufsätze disparat, auch hinsichtlich der Stellungnahmen zu einem europäischen Gedächtnis. So widerspricht GILBERT MERLIO, der den Stellenwert des Zweiten Weltkrieges, des Vichy-Regimes, der Shoah und der kolonialen Vergangenheit Frankreichs in der Memorialkultur des Landes konturiert, Trabas Auffassung, dass unterschiedliche nationale Erinnerungsgemeinschaften bewahrt werden müssten. GÜNTHER HEYDEMANN, der die Deutungen des Faschismus und der Resistenza in der Erinnerungskultur Italiens nachzeichnet, erkennt – ebenso wie Etienne François – zumindest Bezugspunkte eines europäischen Gedächtnisses. Generell herrscht aber erhebliche Skepsis gegenüber einer ‚von oben‘ (d.h. von der Europäischen Union) verordneten transnationalen Erinnerungsgemeinschaft vor, gegen die sich vor allem ECKART CONZE und VOLKHARD KNIGGE wenden. Das Projekt des *Häuses der Europäischen Geschichte* wird deshalb noch heftige Kontroversen auslösen, aber hoffentlich nicht unvollendet bleiben.

Arnd Bauerkämper, Berlin

NIKOLAJ IVANOVIČ NIKITIN: Russkaja kolonizacija s drevnejšich vremen do načala XX veka (istoričeskij obzor) [Die russische Kolonisation von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Historischer Überblick]. Moskva: Institut Rossijskoj istorii RAN 2010. 221 S. ISBN 978-5-8055-0224-9.

Dass in Russland als einem der größten Flä-

chenstaaten der Welt, zudem in einem Land, dessen Geschichte laut einem viel zitierten Ausspruch V.O. Ključevskijs die „Geschichte eines in steter Kolonisation befindlichen Landes“ ist, eine erste Gesamtdarstellung dieses Prozesses erst 1996 erschienen ist – und zwar als Erstpublikation einer 1928/29 gehaltenen Vorlesung M. K. Ljubavskijs, muss erstaunen. Daher ist das Anliegen N. I. Nikitins, eines Si-

birienhistorikers, zu begrüßen, einen kurz gefassten Überblick über den derzeitigen Forschungsstand zur Kolonisationsgeschichte Russlands bis 1917 zu geben. Den Begriff Kolonisation versteht er als wertneutral im Sinne einer Ausbreitung der Ostslaven innerhalb Nordeurasiens von der Völkerwanderungszeit bis in den Ersten Weltkrieg hinein. Er unterscheidet dabei zwischen der un gelenkten, ‚freien‘ Wanderung von Siedlergruppen (nach meiner Diktion Sickerwanderung) und der gelenkten Ansiedlung durch Klöster, Adlige und zunehmend den Staat. Je weiter die Kolonisation auf der Zeitachse fortschreitet und je komplexer die Wanderungsprozesse sich gestalten, desto stärker fächert der Autor sinnvollerweise auch seine Optik regional auf, bringt die Bedeutung von sozialer Differenzierung und Urbanisierung ins Spiel und zeigt, wie sich die Hauptwanderungslinien im Laufe der Zeit vom Flussnetz auf Straßen und schließlich Eisenbahnlinien verlagern (vor allem in Sibirien). Russisch-Amerika und das Baltikum werden als untypische Gebiete russischer Kolonisation gesondert behandelt, und auch das Verhältnis zwischen russischen Kolonisatoren und indigenen Völkern (wiederum vor allem in Sibirien) findet Nikitins Aufmerksamkeit. Nur am Rande streift er allerdings die ethnisch buntscheckige Aufsiedlung Bessarabiens im ersten Viertel des 19. Jhs., und die historisch wahrlich nicht unbedeutende wolgadeutsche Kolonisation unter Katharina II. fällt völlig unter den Tisch. Nicht überall zeigt Nikitin sich auf der Höhe selbst der russischen Forschung. So beziffert er für das frühe 13. Jh. die Anzahl der

Städte der Kiever Rus’ auf über 300, während die ukrainischen Archäologen von nicht einmal 80 Städten im eigentlichen Sinne ausgehen. Desgleichen vertritt Nikitin die archäologisch inzwischen überholte These, dass der Mongolensturm in der Mitte des 13. Jhs. die südlichen Gebiete des Kiever Reiches weitgehend entvölkert habe. Das Schlusskapitel (S. 167–176) präsentiert einen zusammenfassenden Rückblick und versucht eine Typisierung und Bewertung des Kolonisationsphänomens. Nikitin wertet die russische Kolonisation für die nordeurasische Peripherie als „segensreich“, billigt aber auch den Indigenen prägende Einflüsse auf die russische Lebensweise und Alltagskultur zu.

Insgesamt leistet das Büchlein das, was es verspricht: einen konzentrierten, aber hinreichend differenzierten Überblick über die Ausbreitung der Ostslaven bzw. Russen zu geben (leider in einer Auflage von lediglich 300 Exemplaren). Zweierlei bleibt jedoch grundsätzlich zu beanstanden: Die für das Thema insbesondere methodologisch nicht unwichtige englisch- und deutschsprachige Forschung wird völlig ausgeblendet, und die Bezüge der Wanderungsprozesse zur konkreten räumlichen Umgebung bleiben vage. Nikitin erwähnt zwar die großen Landschaftszonen wie Steppe, Waldsteppe und Tajga, sie erscheinen aber nur als blasse und abstrakte Schemata. Und die Zusammenhänge zwischen Wanderung und Geopolitik fehlen gänzlich. In dieser perspektivischen Trennung von Geographie und Geschichte zeigt sich immer noch das Erbe sowjetischer Wissenschaftstradition.

Carsten Goehrke, Zürich

Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte – Historyczno-topograficzny atlas miast śląskich. Band – Tom 2: Oppeln – Opole. Im Auftrag des Herder-Instituts herausgegeben von Peter Haslinger / Wolfgang Krefz / Grzegorz Strauchold / Rościsław Żerelek. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2011. 53 S., zahlr. Abb., Ktn. ISBN: 978-3-87969-362-7.

Der Band ist der zweite in einer auf 34 Publikationen angelegten Reihe zweisprachiger At-

lantent. Es handelt sich dabei um ein Kooperationsprojekt zwischen dem Herder-Institut Marburg und dem Historischen Institut der Universität Wrocław (Breslau) unter Beteiligung der dortigen Universitätsbibliothek sowie der Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Für die schlesischen Städte auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik (Opava/Troppau, Ostrava/Ostrau und Těšín/Teschen) ist von einer Einbeziehung tschechischer Partner auszugehen.

Das Ziel des Vorhabens beschreibt Wolfgang Krefz, einer der Herausgeber und Bearbeiter, als „umfassende gemeinsame deutsch-polnisch-tschechische Aufarbeitung der schlesischen Städtegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“, die bisher fehle. Sicher, die Geschichtsschreibung der jeweiligen Länder kann eine beachtliche Anzahl von Einzelpublikationen und thematischen Reihen vorweisen, und gerade im deutsch-polnischen Bereich hat es seit dem politischen Umbruch von 1989/90 nicht wenige gemeinsame Projekte dieser Art gegeben. Wo soll also das Unterscheidungskriterium zu bereits vorliegenden Bearbeitungen des Themas liegen? Außer dem schwer fassbaren Anspruch, eine „umfassende“ und „gemeinsame“ Aufarbeitung zu liefern, ist es wohl der Rückgriff auf den „einzigartigen Bestand“ von Senkrechtluftbildern in der Kartensammlung des Herder-Instituts, der explizit als Inspirationsquelle für das Projekt genannt wird. Diese Bilder aus den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts sind „vielfach die letzten Zeugnisse der noch unzerstörten historischen Stadtlandschaften entlang der Oder“, wie Krefz in einer Fußnote erläutert. Sie dokumentieren auch – das kann man dazusagen – den Zustand vor der *tabula rasa* der Kriegszerstörungen, die im Falle Schlesiens komplett auf die Monate Januar – Mai 1945 fielen und dafür um so heftiger waren, und vor dem Wiederaufbau unter völlig neuen Gesichtspunkten.

In den letzten zehn Jahren hat eine kulturwissenschaftlich sensibilisierte Historiographie den Prozess der Polonisierung der ehemals deutschen Städte im heutigen Westen Polens neu beschrieben. Dabei ist sehr klar herausgearbeitet worden, dass sich der Wiederaufbau zwischen den Polen „selektive Anknüpfung an als ‚slawisch‘ oder ‚polnisch‘ deklarierte historische Kapitel“, „Auseinandersetzung mit dem gebauten Erbe aus deutscher Zeit“, „Fortführung der Vorkriegsdebatten zu neuem Bauen und der architektonischen Moderne, teilweise mit starken sowjetischen Einflüssen angereichert“, sowie letztlich „Praxis des Bauens im Organismus (sozialistische) Stadt“ bewegte. Je größer die Entfernung vom historischen Bruch von 1945, desto sorgloser war der Umgang da-

maliger Stadtplaner und politischer Entscheider mit dem überlieferten Erbe aus deutscher Zeit, inklusive früherer Bebauungspläne und Kartenwerke. Die Folge war etwa die zerstörerische Wirkung der Oderflut von 1997, als mit Hochhaussiedlungen bebaute ehemalige Polder ‚plötzlich‘ unter Wasser standen. Vor diesem Hintergrund ist auch zu sehen, dass die historisch-topographischen Atlanten eine Brücke zwischen den Epochen der Stadtentwicklung schlagen möchten, um die strukturellen Begebenheiten und die lange Dauer der Geschichte zu veranschaulichen.

Was lernt nun Oppeln aus der Geschichte? Neben politischen Faktoren wie der wechselnden staatlichen Zugehörigkeit, die gewissen Einfluss auf die Stadtentwicklung hatten, waren es eben topographische Gegebenheiten wie die Lage an der Oder, mit zwei Flussinseln und einem hochwassergefährdetem linken Ufer, die Einbindung in überregionale Handelswege und der Abbau von Kalkstein. So ist die Entwicklung der Stadt eine recht typische für diesen Teil Europas, mit einer herzoglichen Residenz, die im 13. Jahrhundert um eine planmäßige (Handels-)Stadnanlage erweitert wurde, was einen Zustrom deutschsprachiger Siedler mit sich brachte. Es folgte der Ausbau zur frühneuzeitlichen Festung, die Anfang des 19. Jahrhunderts geschleift wurde, was der Stadt neue Entwicklungsmöglichkeiten bot. Mit dem Ausbau des Kasernenstandortes und der Verwaltungsfunktionen, der Errichtung einer Eisenbahnlinie und einiger Industriebetriebe war die strukturelle Entwicklung Oppelns bis in die Zwischenkriegszeit vorgegeben. Es folgten weitere Wohnsiedlungen, neue Verkehrswege sowie Anlagen mit urbanen Funktionen wie Stadtplätze, Parks und öffentliche Gebäude. Einer vergleichsweise starken Zerstörung am Ende des Zweiten Weltkriegs folgte ein Wiederaufbau, der zunächst als Zeit „relativer Stagnation“ bezeichnet wird, dann aber die Stärkung administrativer und wirtschaftlicher Funktionen der Stadt mit sich brachte. Diese Entwicklung scheint sich nach 1990, trotz weitgehender Deindustrialisierung und voranschreitender Deglomeration, fortzusetzen.

Es muss nicht gesondert hervorgehoben

werden, dass der eigentliche Reiz der Publikation das Kartenwerk ist. Es veranschaulicht eindrücklich die urbane Entwicklung seit dem Mittelalter. Die Stadtansichten reichen vom späten 17. Jahrhundert bis heute, und ergänzt wird das Ganze durch zahlreiche Tabellen – zur Einwohnerentwicklung, der Religionszugehörigkeit oder zu den Handwerkerzünften im frühen 19. Jahrhundert. Abgeschlossen wird das Werk von einer kartographischen Darstellung der räumlichen Entwicklung Oppelns im 19.–21. Jahrhundert, die von Mitarbeitern des Herder-Instituts eigens für die Publikation erarbeitet wurde.

Der vorgestellte Band hinterlässt den Rezensenten wunschlos glücklich. Sowohl die Aufmachung als auch die sehr sorgfältige Textredaktion (in beiden Sprachen) machen aus dem Atlas einen perfekten Wegweiser durch

die Stadtgeschichte Oppelns. Sicherlich könnte man in der Darstellung auf einzelne Geschichtskapitel oder Themen genauer eingehen – etwa die räumliche Konzentration einzelner Gruppen (Juden, Oderschiffer) in der Stadt und ihr Einfluss auf die Stadtentwicklung oder die Stadt-Land-Beziehung –, und interessiertes Publikum ohne Vorkenntnisse würde sich möglicherweise mehr Alt-Neu-Ansichten wünschen, doch das sind Wünsche, die durch Publikationen anderer Art erfüllt werden (müssen). Ob diese Gesamtdarstellung der zeitlich-räumlichen Entwicklung der Stadt einen kognitiven Effekt bei politischen und administrativen Entscheidern hervorrufen wird, sei dahingestellt, aber ihrer Pflicht der Aufarbeitung haben die Autoren mehr als Genüge getan.

Matysz J. Hartwich, Berlin

ANNA KAMINSKY / DIETMAR MÜLLER / STEFAN TROEBST (Hg.): Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 in den Erinnerungskulturen der Europäer. Göttingen: Wallstein, 2011. 566 S. = Moderne Europäische Geschichte, 1. ISBN: 978-3-8353-0937-1.

Auf eine Konferenz im Jahr 2009 zum 70. Jahrestag der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Pakts geht der von Anna Kaminsky, Dietmar Müller und Stefan Troebst herausgegebene Sammelband zurück. Darin beleuchten 24 Artikel das Abkommen vom 23. August 1939 unter der Perspektive einer europäischen Erinnerungsgeschichte. Wie JAN LIPINSKY in seinem Beitrag formuliert, handelt es sich bei dem Pakt um eine völkerrechtlich einzigartige, „beispiellos zynische Missachtung von Freiheit, Souveränität, Unverletzlichkeit, ja Existenz dritter Staaten und Völker, die schon während des Zweiten Weltkriegs zur Gewissheit wurde“. Dass nun die historiographische europäische Dimension des Abkommens seit 1939 bis zu unserer Zeit in einer Gesamtdarstellung vorliegt, das ist das große Verdienst des höchst informativen und vielschichtigen Buchs.

Müller und Troebst fragen eingangs nach dem Stellenwert des Pakts in der europäischen

Geschichtsschreibung der einzelnen Länder. Ihre Einführung liefert nicht nur eine Fülle an Literatur in den Fußnoten, sondern auch eine wichtige Begriffsgeschichte: Derzeit dominieren vor allem die Bezeichnungen „Molotow-Ribbentrop-Pakt“ und „Hitler-Stalin-Pakt / Nazi-Soviet Pact“ den öffentlichen Diskurs, während „Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt“ weitgehend aus der Mode gekommen ist. Hinter diesen Begriffen verbergen sich Deutungen, auf die DAN DINER in seinem Eingangssessay eingeht. Ausgehend von der Interpretation des berühmten Propagandafotos einer angeblichen deutsch-sowjetischen Militärparade vom 22. September 1939 im damaligen polnischen Brest (in Wahrheit zeigen die Fotografien den deutschen Abzug aus der Stadt und die damit einhergehende sowjetische Übernahme), geht Diner auf den deutsch-sowjetischen Pakt als Ausgangsdatum einer vierten Teilung Polens, einer angelsächsischen Vorstellung über Mechanismen von Totalitarismen und der sich 1939/40 abzeichnenden sowjetisch-deutschen kriegerischen Auseinandersetzung ein.

STEFAN TROEBST zeichnet die Debatten um eine europäische Erinnerungspolitik an das Abkommen im Europäischen Parlament und die darauf folgenden Verwicklungen mit ande-

ren Staaten – vor allem Russland – nach, die aufgrund des Beitritts von acht Staaten Ostmitteleuropas in die Europäische Union am 1. Mai 2004 aufkamen. Diese Staaten, zumeist durch das Abkommen direkt betroffen, drangen darauf, in Europa in Form eines Gedenktags auch die Erinnerung an den Pakt und die folgende Aufteilung ihrer Länder und die Unterdrückung ihrer Freiheit wach zu halten. Trobst zitiert ausführlich aus den Parlamentsdebatten, wägt für und wider ab und kommt zu dem Schluss, dass der „Black Ribbon Day“ (in etwa „Trauerschleifentag“) am 23. August zur Erinnerung an die Opfer der totalitären Diktaturen in Europa zwar ein Schattendasein führe, doch die Einrichtung eines solchen Tags als „Erfolg paneuropäisch-transatlantischer, hier primär ostmitteleuropäischer Geschichtspolitik gewertet werden“ kann.

Die Entstehung und die Bedeutung des Hitler-Stalin-Pakts für die deutsche Außenpolitik und Hitlers Kriegspläne gegen Polen und die Sowjetunion zeichnet ROLF AHMANN facettenreich nach. JUTTA SCHERRER analysiert in ihrem Beitrag vor allem Geschichtsbücher für die heutigen russischen Schulkinder, die darin über den Pakt doch sehr wenig erfahren. Während in der Perestrojka-Zeit wichtige moralische Verurteilungen über die Bedeutung des Abkommens ausgesprochen wurden (Aleksandr Jakovlev, 1989), ist in den heutigen Lehrbüchern für den Geschichtsunterricht – bei bewusster Ignorierung der Rolle Stalins – vor allem zu lesen, dass verlorene russische Gebiete durch den Pakt für die Sowjetunion zurückgewonnen werden konnten. Von Unrechtmäßigkeit sei hier nicht die Rede. Zudem suggerierten in den Schulbüchern die Karten Sowjetrusslands von 1940 und des Zarenreichs in den Grenzen von 1914, das Abkommen sei territorial gesehen rechtmäßig abgeschlossen worden. Von den zwölf untersuchten Geschichtsbüchern stelle nur ein einziges eine Ausnahme da, so Scherrer, das den Zynismus Molotovs und Stalins bezüglich der Existenz Polens thematisiere. Angesichts solcher Lehrwerke bestehe einzig die Hoffnung, die russischen Geschichtslehrer mögen die jungen Russen an die Folgen des Pakts bis heute erinnern und die

positivistisch-deskriptiven Narrative der Lehrbücher hinterfragen. An Scherrer anknüpfend untersucht WOLFRAM VON SCHELIHA die aktuellen Strömungen in der russischen ‚offiziellen‘ Historiografie. Es gab eine Vielzahl von Veröffentlichungen – auch von Politikern und namhaften Militärs – im Vorfeld des 70. Jahrestags 2009, die den Pakt verteidigten oder ihn als „Geniestreich Stalins“ einstufen. Immer wieder wurde dem Ausland während dieser Debatten vorgeworfen, die Geschichte fälschen und den Anteil des Siegs der Sowjetunion gegen Deutschland schmälern zu wollen. Doch habe unlängst, 2010, Präsident Dmitrij Medvedev betont, Geschichtsfälschungen weder im In- noch im Ausland zu dulden. Er wandte sich somit gegen revisionistische Tendenzen, die im Bezug auf das Zusatzabkommen des Pakts in Russland lange Zeit die Diskussion bestimmten.

Im Sommer 1989 wurde auf Drängen der baltischen Republiken die sogenannte „Molotow-Ribbentrop-Kommission“ (MRK) eingesetzt. KEIJI SATO beschreibt die Arbeit der Kommission, die hochrangig besetzt war, und diskutiert die Sitzungsprotokolle. Zwar wurde der Pakt und das Zusatzprotokoll rückwirkend für nichtig erklärt, doch lenkten Litauer, Weißrussen und Ukrainer sorgsam von territorialen Fragen ab: Sie wollten weder Vilnius, noch die westlichen Grenzgebiete von Belarus oder der Ukraine wieder an Polen abtreten müssen.

KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ und MALGORZATA RUCHNIEWICZ leiten mit ihrem Beitrag die Diskussion des Pakts in Ostmittel- und Osteuropa ein. Sie haben die polnische Geschichtspolitik im Blick, wo der 1. September als Tag des deutschen Überfalls präsentiert ist als die Erinnerung an den Hitler-Stalin-Pakt. Medial überschattet wird die Erinnerung derzeit vor allem durch das Gedenken an das Massaker von Katyń (1940) sowie durch den Flugzeugabsturz des polnischen Präsidenten bei Smolensk (2010). In Belarus wird besonders der 17. September 1939, als die Sowjetunion die ostpolnischen Gebiete unter dem Vorwand annektierte, Belarussen und Ukrainer befreien zu wollen, öffentlich erinnert, wie ELENA TEMPER anschließend berichtet.

Im Abschnitt zu Nordosteuropa werden die Erinnerungen in Estland, Lettland, Litauen und Finnland thematisiert. 1989 hatten in der „Baltischen Kette“ zum Jahrestag des Abkommens etwa zwei Millionen Menschen auf einer 600 Kilometer langen Strecke die drei baltischen Hauptstädte Tallinn, Riga und Vilnius verbunden. Dies demonstriert, wie früh der Pakt zu einem Politikum wurde. In Lettland, so KATJA WEZEL in ihrem Beitrag, ist man auf dem Weg, den 23. August 1939 zu einem transnationalen Gedenktag zu machen – mit dem Hauptanliegen, an die Verbrechen Stalins zu erinnern. Hierbei seien ideologische Nachwirkungen des Kalten Kriegs deutlich spürbar, zumindest bei der lettischen Haltung gegenüber den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005.

Bezüglich Südosteuropas werden die Erinnerungsdiskurse in Rumänien und in Moldova diskutiert. Im Abschnitt zu Westeuropa stehen Großbritannien, Frankreich und Dänemark im Fokus, wobei weniger die heutige Erinnerung als vielmehr die damalige Politik 1939/40 rekonstruiert wird. Verdienstvoll ist auch die Aufnahme zweier Beispiele für die Bearbeitung des Pakt-Themas in der Literatur, hier in der ukrainischen Gegenwartsliteratur (Marija Matios und ihr Buch „Die süße Darusja“, 2004) und in der rumänischen Belletristik mit den Autoren Alfred Margul-Sperber, Norman Manea, Mihail Sebastian, Paul Goma und Marin Preda.

Den Abschluss des Sammelbands bildet die Diskussion um das Ende Ostmitteleuropas als multiethnischer Raum. Katrin Steffen geht auf die Erinnerung an den Holocaust in der Geschichte Ostmitteleuropas ein. Sie bilanziert, dass es wohl noch ein weiter Weg sei, „in einer Art integrierten Erinnerungskultur sowohl den

jüdischen Opfern als auch denen des Kommunismus in Ost und West eine respektvolle Erinnerung zukommen zu lassen, bei denen beide Phänomene bzw. die von ihnen betroffenen Menschen weder gleichgesetzt noch gegeneinander ausgespielt werden“. Die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa begann nicht erst mit dem Ende des Kriegs. Detlef Brandes beginnt seinen Beitrag mit der „Zurückführung“ der Deutschen aus dem Baltikum in das Reich beziehungsweise in das angeschlossene Polen in Folge des Pakts 1939/40. Nach dem Krieg sei dann die Vertreibung und Zwangsausiedlung der Deutschen erfolgt, die diktiert gewesen sei von der Grenzsetzung Stalins und angesichts der Gräueltaten deutscher Besatzungspolitik im Osten und aufgrund des Holocausts die Zustimmung der Westmächte erhalten habe.

In der Buchmitte sind auf knapp 30 Seiten Auszüge aus der Ausstellung „1939 – Pakt über Europa. Der Hitler-Stalin-Pakt in der Geschichte und Erinnerungskultur Ostmitteleuropas“ veröffentlicht, was den Sammelband weiter aufwertet: Mit viel Bild-, Karten- und Quellenmaterial, kurzen, prägnanten Texten entsteht ein umfassender Blick auf den Pakt und auf seine Folgen. Diese Ausstellungsmaterialien sowie die sehr gut lesbaren Einzelbeiträge des Bandes lassen die Ereignisse rund um den Pakt plastisch werden. Außerdem werden hier auf engstem Raum gegenwärtige Strömungen innerhalb der europäischen Gesellschaft bezüglich der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg thematisiert und illustriert. Den Herausgebern ist für diese gelungene Gesamtschau zu danken, zumal sich das Buch sehr gut für die Lehre eignen sollte.

Jörn Happel, Basel

PAULUS ADELGRUBER / LAURIE COHEN / BÖRRIES KUZMANY: *Getrennt und doch verbunden. Grenzstädte zwischen Österreich und Russland 1772–1918*. Wien [etc.]: Böhlau, 2011. 316 S., 33 Abb. ISBN: 978-3-205-78625-2.

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs haben Ost-

europahistoriker Grenzen als Thema wiederentdeckt. Die kollektive Monographie der drei jungen Wiener Historiker/-innen Paulus Adelsgruber, Laurie Cohen und Bökkries Kuzmany ist ein wichtiger Beitrag zu diesem Forschungsfeld. Hervorgegangen ist sie aus dem Projekt *Multikulturelle Grenzstädte in der Westukraine 1772–1914*

(vgl. JGO 55 [2007], S. 210–241), das unter der Leitung von Andreas Kappeler stand.

Gegenstand sind drei sehr unterschiedliche – heute allesamt in der westlichen Ukraine gelegene – Städtepaare an der österreichisch-russländischen Grenze: die Doppelstadt Husiatyn sowie Podwołoczyska-Woloczyška und Brody-Radziwiłłów. Über Brody erschien 2011 auch die Dissertation des Koautors Böries Kuzmany (Brody: Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert. Wien [usw.], 2011). Den chronologischen Rahmen von knapp anderthalb Jahrhunderten bilden die historischen Zäsuren der ersten Teilung Polens (1772) und des Endes des Ersten Weltkriegs (1918), welche die Entstehung und den Zusammenbruch der hier untersuchten Grenze markieren.

Die Autoren stellen unter anderem folgende Fragen: Welche Veränderungen hatte die Grenzziehung zur Folge? Wie wirkten sich die neuen Realitäten der Zugehörigkeit zu Österreich-Ungarn oder zum Russischen Reich auf die im Grenzgebiet lebenden Menschen aus? Welche Verbindungen blieben trotz der Etablierung der neuen Grenze bestehen? Ein zweiter Fragenkatalog ist auf das für Grenzstudien zentrale Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie gerichtet, beispielsweise auf die Präsenz des Zentrums an der Peripherie, also das Zollwesen, die Grenzsicherung usw. Drittens schließlich wird nach der Funktion der untersuchten Städte für die Grenze und die Imperien gefragt: Inwieweit waren die Städte in europäische Verkehrsnetze und Handelsströme eingebunden? War die Grenzlage ein Standortvorteil oder ein Standortnachteil?

Dieser – sehr umfangreiche – Fragenkatalog wird in fünf Schritten (Kapitel 2 bis 6) abgearbeitet: Nach der Einleitung (Kapitel 1), die das Buch nur sehr knapp im weiten Forschungsfeld der *border studies* (Fn. 8 auf S. 18) verortet, skizziert das hingegen sehr ausführlich geratene zweite Kapitel die Geschichte, Größe und Bedeutung der untersuchten Grenzstädte im langen 19. Jahrhundert. Das dritte Kapitel umreißt die Festlegung und Etablierung der neuen Grenze zwischen den Imperien der Habsburger und der Romanovs durch die Demarkation und die Einrichtung eines fiskalischen wie mili-

tärischen Wachregimes. Im Mittelpunkt des vierten Kapitels stehen die Grenzstädte als Übergangspunkte im internationalen Handelsverkehr sowie deren Einbindung in die Infrastrukturnetze beider Monarchien. Kapitel 5 untersucht Auswirkungen der Grenzziehung auf die Religionspolitik und die religiöse Praxis. Die Folgen der zerstörerischen Gewalt des Ersten Weltkriegs für die Grenzstädte sind Gegenstand des letzten Kapitels. Nach einem analytisch scharfsinnigen Schluss folgt im Epilog eine Spurensuche in der Gegenwart.

Die Studie ist trotz spärlicher Archivbestände solide aus den Quellen heraus geschrieben. Überzeugend wird anhand grenzüberschreitender Prozesse wie Pilgerfahrten, Flucht und Handel die Durchlässigkeit dieser willkürlich festgelegten Grenze beschrieben. Die Kontrastierung von drei ungleichen Städtepaaren überzeugt, gerade im Hinblick auf die unterschiedliche ökonomische Entwicklung, die nicht nur, wie im Falle Podwołoczyska-Woloczyška einen Boom, sondern durch eine fehlende Eisenbahnverbindung auch einen Rückgang an Einfluss (Husiatyn) bedeuten konnte. Trotz aller Detailschärfe hat die Studie einige wenige Schwächen: Während die Politik des Zentrums und ihre Wirkung auf die Peripherie über die Kapitel hinweg sehr anschaulich nachgezeichnet wird, fehlt bisweilen die Analyse der Reaktionen der Grenzbewohner, die über eine Schilderung bloßer Begebenheiten hinausgeht. Zollakten etwa bieten dem Historiker gewöhnlich ein hervorragendes Quellenmaterial für die Analyse von grenzüberschreitenden Netzwerken. Auf deren Grundlage hätte die Geschichte noch mehr aus der Perspektive der Grenzbewohner und somit stärker mit einer „mikrogeschichtlichen Herangehensweise“ (S. 249) geschrieben werden können, wie sie die Autoren selbst einfordern. Wer war mit wem bekannt? Wer sprach welche Sprache? Wer hatte welche hybriden Identitäten? Gleichermassen fehlt der Blick aufs Land: Welche grenzüberschreitenden Landnutzungsrechte hat es an der Ostgrenze Galiziens gegeben? Dennoch ist das Buch ein wichtiger Beitrag für die vergleichende historische Untersuchung von Städten an Grenzen im östlichen Europa.

Sören Urbansky, München

A. JU. ANDREEV / S. I. POSOCHOV: *Universitet v Rossijskoj imperii XVIII – pervoj poloviny XIX veka*. [Die Universität im Russländischen Reich vom 18. bis zur Mitte des 19. Jh.]. Moskva: Rosspeñ, 2012. 671 S. = *Ubi universitas, ibi Europa*. ISBN: 978-5-8243-1765-7.

Inostrannye professora rossijskich universitetov (vtoraja polovina XVIII – pervaja tret' XIX veka). *Biografičeskij slovar'*. [Ausländische Professoren an russländischen Universitäten (zweite Hälfte des 18. bis erste Hälfte des 19. Jh.)]. Pod obščej redakciej A. Ju. Andreeva. Sostavitel' A. M. Feofanov. Moskva: Rosspeñ, 2011. 207 S. ISBN: 978-5-8243-1581-3.

The editors and collaborators of these two interconnected books, both published by the German Historical Institute in Moscow as part of an international scholarly project, under the title “*Ubi universitas, ibi Europa*”, worked in three research groups: at Moscow University, Kazan' University, and Khar'kov University. They sought to investigate the idea of the transfer of the university idea from Europe into Russia. At a series of six conferences from 2007 to 2010, the collaborators analyzed this phenomenon, in addition to the people who were the agents of this transfer, specifically foreign, primarily German, scholars, until the 1830s when young, European-trained Russians began to replace them in the same role, but more profoundly connected to Russian society. The research groups investigated these processes as clearly articulated in the introduction to “*Universitet v Rossijskoj imperii XVIII – pervoi poloviny XIX veka*”. They specifically are analyzing exactly how the transfer and adaptation of the university idea into the Russian Empire and its universities happened during the 150 years from the beginning of the eighteenth century to the middle of the nineteenth century. Based on wide-ranging and voluminous reading of the secondary literature and Russian archives, they investigate through this process of transfer to what degree Russia's universities fit into the larger tendencies of European universities, how they functioned and how its constituents (students, faculty) experi-

enced life at the university. This analysis is one attempt to answer part of a larger historical question to ascertain how “an inhabitant of the Russian Empire – even if this is the monarch himself – became acquainted with ideas of a foreign provenance”. (p. 12) They additionally seek to answer how the university corporation developed and how it was different from and similar to its counterparts in Western Europe. (p. 15) They succeed in these endeavors.

According to the editors of these two books, from even before the founding of Moscow University in 1755, Russian institutions of higher education began to receive the transfer of the university idea from Europe, from both the northwestern and the southwestern vectors. The northwestern vector meant the influences of the conduits of European education of foreign professors coming from the Protestant German states to St. Petersburg and northwestern Russia and the southwestern vector denoted the influence of foreign professors from the Austrian Empire into the Orthodox academies in Ukraine. Seventeenth- and eighteenth-century institutions of higher learning had opened in the southern parts of Russia and then under Peter the Great.

Essential to the establishment of a university system in the Russian Empire were Alexander I's reforms to create a unified system in 1802–1804. The beginning of the nineteenth century was a critical era in the development of an inchoate civil society in its universities. The editors observe that the development of Russian universities were largely similar to the experiences in the West because of the influences coming from both the southwest and northwest vectors, but one of the main issues that was distinctive to the Russian university was the fact that what took centuries to develop in European universities, such as the emergence of autonomy and a corporate identity, was telescoped in Russia over a much shorter period of time. Moreover, the government itself endowed Russian universities with autonomy at the beginning of the early nineteenth century as a critical component of the Alexandrine reforms, creating the so-called

“scholars’ republic” (p. 207). Therefore, autonomy originally came from without the university, not from within the professorate. Such a situation later led to confrontations with the government under Nicholas I, especially after the university statute of 1835, in which the government tried to eviscerate this autonomy. They additionally assert that university faculty in Russia faced the contradictory nature of the duality of their profession; they were simultaneously members of a self-governing corporation and state bureaucrats, with latent contradictions in the two roles. This duality emerged in the empire from the northwest vector beginning in the mid-eighteenth century through the early part of Alexander I’s reign.

The editors illustrate that the great changes of the 1830s, when a new generation of Russian-born, European-trained faculty returned to the empire, were instrumental in adding a third role for the calling of the professor. The Russian government sent several cohorts of Russian students to European universities, primarily in the German states, to become university faculty in Russia. These students created a fundamental change in the roles of professors, by acting as agents of transfer of the university idea, complementing the arrival of foreign scholars over the previous decades. Based on their studies in Europe, the young Russians became “bearers of knowledge, researchers, and leaders of educated society”. (p. 426) In the process, they, as agents of change, facilitated and expedited the development of a civil society in Russia and completely altered the role of the professor.

Most of this historical framework is not really novel. It is deeply embedded in the existing literature. Nevertheless, these two books provide a useful, expansive background to these main topics, offering a sweeping vision of how

the universities changed in these years and the interplay between change and continuity in Russia in this era.

The two books complement each other well, with the collective editors and researchers of “Universitet v Rossiiskoi imperii XVIII – pervoi poloviny XIX veka” offering a discerning perspective of the transfer of the university idea to Russia in different periods and through the two vectors, with lengthy commentary on the foreign scholars as transmitters of the university idea. The editors of the second book, “Inostrannye professora rossiiskikh universitetov” provide a useful alphabetized biographical dictionary of the more than 100 foreign scholars who taught at Russian universities in the critical eighteenth and first half of the nineteenth century when the new Russian university system was built and a new university culture and ethos emerged. Each entry offers a brief biographical sketch with a list of the individual scholar’s academic works, and extremely importantly for researchers, the archival citations from where the editors culled the information, in addition to published sources.

The two books will prove invaluable to anyone researching the influence of foreign scholars on Russian universities and local societies surrounding the universities in this era. These books also offer a wealth of sources for the researcher of Russia’s universities, and provide an excellent interpretive model, grounded in extensive research. This monograph and the biographical dictionary are important resources for scholars of Russian universities, scholars analyzing in what ways Russian intellectual and university life was autochthonous and yet still a part of larger European trends in these decades.

Curtis Richardson, Maryville, MO

CLAUDIA WEISS: *Das Reich der Zaren. Aufstieg, Glanz und Untergang.* Stuttgart: Theiss, 2011. 175 S., Kte., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-8062-2267-8.

Die Feststellung, dass sich ein Werk an ein

breites Publikum und nicht nur an die wissenschaftliche Leserschaft richten sollte, ist sicherlich keine Abwertung. Es zählt vielmehr zum Handwerk von Historikern, die sich allzu oft mit dem Vorwurf einer zu wissenschaftlichen Ausdrucksweise, vom Elfenbeinturm herab,

konfrontiert sehen. So hat nun auch Claudia Weiss, derzeit Privatdozentin an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg, eine Geschichte über „Das Reich der Zaren“ vorgelegt, welche sich vornehmlich einem breiten Leserkreis zuwenden möchte.

Der Titel verspricht eine Geschichte über „Aufstieg, Glanz und Untergang“ des Zarenreiches. Weiss möchte dabei von Herrschern, Adeligen, Intellektuellen und Bauern berichten und somit „die 370-jährige Geschichte des Zarenreiches von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang, der die Welt veränderte“ (S. 5), erzählen, die sie von „dem Rhythmus des ‚zwei Schritte vor, einen zurück‘“ geprägt sieht (S. 5).

Die Darstellung ist in sechs Kapitel unterteilt und berichtet dem Leser episodenhaft auf knappen 168 Seiten vom Moskauer Zarenreich (Ivan IV.), von der Geburt des Petersburger Imperiums (Peter I.), der Herrschaft der Frauen (v. a. Katharina II.), vom Retter Europas (Alexander I.), dem Gendarmen Europas (Nikolaus I.), von den Großen Reformen (Alexander II.) bis hin zu den Revolutionen von 1905 und 1917 und dem damit einhergehenden Untergang des Zarenreiches. Bisweilen abrupt unterbrochen werden die jeweiligen Kapitel durch Exkurse, die Themen wie „Ikonen – die Kunst der Mönche“ (S. 28) oder die „Städte – auf ewig vom Zaren abhängig“ (S. 160) behandeln. Zum Schluss findet sich neben einer Literaturauswahl eine kurze Auflistung der „Moskauer Großfürsten und Zaren“ (S. 170–171).

Hätte ein Leser aufgrund des Titels erwartet, über „Aufstieg, Glanz und Untergang“ des Zarenreiches informiert zu werden, würde diese Hoffnung bei der Lektüre enttäuscht. Zwar löst sich Weiss vom Korsett der strengen chronologischen und genealogischen Folge der russischen Herrscher, doch überzeugt ihre gewählte Schwerpunktsetzung nicht: Denn einem Leser, der mit diesem Gebiet europäischer Geschichte weniger vertraut ist, wird nicht zwangsläufig deutlich, welcher Zusammenhang zwischen der Niederlage im Krimkrieg, den späteren „Großen Reformen“ unter Alexander II. und deren Auswirkungen auf die Soldaten und Bauern bestand. Nicht nur hier fehlt

eine Begründung für die von Weiss vorgenommene Zusammenstellung.

Irritierend ist weiterhin, dass die dynastische Trennung zwischen den Rjurikiden und den Romanovs nicht deutlich erkennbar wird. Auch finden weder die Wahl des ersten Romanov zum Zaren noch der Beginn der über 300-jährigen Herrschaft des Geschlechts der Romanov (ab Peter III. Holstein-Gottorp-Romanov) eine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung. Unabhängig davon sollte die Darstellung des (Wieder-)Aufstiegs des Zarenreiches – nach dem Aussterben der Rjurikiden und dem Ende der „Zeit der Wirren“ – bis zu Peter I. mehr als 14 Zeilen (S. 35) umfassen.

Darüber hinaus bewegt sich der Text nicht auf der Höhe der Forschung – deutlich wird dies beispielsweise bei den Ausführungen zu Peter III. So bleibt das Bild seiner Regierungszeit immer noch den Berichten von Zeitgenossen verhaftet, von denen sich ein Großteil allzu stark von der Usurpatorin Katharina II. und ihren Tagebuchaufzeichnungen beeinflussen ließ – erinnert sei nur an die Darstellung von Michael Ranft (*Die merkwürdige Lebensgeschichte des unglücklichen Russischen Kaisers Peters des Dritten [...] 1773*). Mittlerweile haben jedoch Elena Palmer (Peter III. – *Der Prinz von Holstein*, 2005) oder Aleksandr S. Myl'nikov (u. a. *Imperator Pëtr III*, 2001) ein differenzierteres Bild Peters III. gezeichnet.

Der Wechsel des Adressatenkreises von der fachwissenschaftlichen zur allgemeinen Leserschaft sollte darüber hinaus nicht mit einer Simplifizierung und bisweilen Entkontextualisierung historischer Ereignisse und Gegebenheiten einhergehen. Besonders tritt dies am Beispiel der Bauernbefreiung(en) zu Tage, da Weiss suggeriert, dass diese als einmaliger Akt im Jahr 1861 stattfanden. Eine Differenzierung zwischen Guts-, Kron- und Staatsbauern nimmt sie ebenso wenig vor, wie eine kurze Rekonstruktion des mehrstufigen Prozesses, der erst am 24. November 1866 mit der Befreiung der Staatsbauern ein vorläufiges Ende fand.

Unverständlicherweise ist bei der knappen und unkommentierten Auflistung der weiterführenden Literatur eine starke Konzentration auf Sibirien festzustellen. Zudem fehlen wich-

tige Überblickswerke, erwähnt seien Lindsey Hughes (*The Romanovs*, 2008) oder Matthias Stadelmann (*Die Romanovs*, 2008).

Der Zugang zur russischen Geschichte wird durch die große Anzahl der zumeist farbigen und ganzseitig abgedruckten historischen Gemälden und Fotografien erleichtert, selbst wenn die Bildunterschriften eine tiefergehende Reflexion vermissen lassen (v. a. S. 17 oben,

S. 19 oder S. 144). Auch wenn Weiss den bisher vorliegenden Darstellungen nur bedingt etwas ‚Neues‘ hinzufügen kann, bietet „Das Reich der Zaren“ alles in allem für den interessierten Laien eine (aller)erste Einführung in die Geschichte des russischen Zaren- und Kaiserreiches.

Ernst Wawra, Göttingen

HANS ROTHE (Hg.): Hermann von Boyen und die polnische Frage – Denkschriften von 1794 bis 1846. Bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Hans Rothe. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2010. 584 S., Abb. = Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, 66. ISBN: 978-3-412-20553-9.

Der emeritierte Slawist an der Universität Bonn Professor Hans Rothe hat mit einer für sein hohes Alter bemerkenswerten Schaffenskraft auf eine Anregung von Friedrich Benninghoven hin die im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem lagernden, bislang kaum beachteten Denkschriften, Entwürfe und sonstigen Dokumente des preußischen Offiziers und zweimaligen preußischen Kriegsministers (1814–1819 und 1841–1847) Hermann von Boyen über Polen und die Polnische Frage herausgegeben. Dabei verschweigt Rothe nicht, dass diese Denkschriften oftmals ohne jegliche praktische Bedeutung blieben und in den meisten Fällen nur der Selbstverständigung Boyens über aktuelle politische, militärische, wirtschaftliche und verwaltungsorganisatorische Probleme Preußens dienten. So gibt es bezeichnenderweise keinerlei Hinweis darauf, dass das abdruckte Dokument Nr. 20 (Entwurf einer Proklamation im Namen des Königs zur Polenfrage vom 14. Januar 1846) je eine praktische Verwendung fand bzw. irgendeinen nachweisbaren Einfluss auf die preußische Polenpolitik ausübte. Wenn also der persönliche Einfluss Boyens auf die preußische Polenpolitik in allen Etappen seines Lebens, auch während seiner amtlichen Wirksamkeit als reformerisch gestimmter Kriegsminister, recht gering zu veranschlagen ist, handelt es sich je-

doch bei allen von Rothe vorzüglich edierten 21 Texten um Zeugnisse eines intelligenten und gebildeten Zeitzeugen, welche daher Beachtung verdienen. Seiner etwa 240 Seiten umfassenden Textedition stellt Rothe eine 300-seitige „Einleitung“ voran, in welcher er die Lebensetappen Boyens mitsamt seinen in diesen Zeiträumen entstandenen Schriften zur Polenfrage einer eingehenden Betrachtung und kritischen Analyse unterwirft. Obwohl Boyen in Friedrich Meinecke einen sehr namhaften Biographen erhalten hat, kommt Rothe nicht umhin, Meineckes Tätigkeit zu kritisieren. So hat Meinecke gewisse Teile des Nachlasses von Boyen recht nachlässig und oberflächlich genutzt und somit zur Schaffung von Legenden über die angeblichen Gründe von Boyens Ausscheiden aus dem Ministeramt 1819 beigetragen. Die maßgebliche Biographie Boyens ist gemäß Rothe daher erst noch zu schreiben. Auch aus diesem Grunde war Rothe in vorliegendem Werk stark darum bemüht, Boyen „selbst zu Wort kommen“ zu lassen. (S. 21) So war der streng erzogene Ostpreuße Boyen ungeachtet aller inhalierten preußischen Ordnung und Disziplin um 1796 der überheblich anmutenden Auffassung, „ein in Süd-Preussen in den Kopf geschlagenes Loch ist sicher nicht so hoch anzurechnen, wie in den andren Provinzen.“ Man sollte bei derartigen und späteren, gleichwertigen Äußerungen Boyens über „die Polen“ jedoch nicht außer Acht lassen, dass er unter „den Polen“ meistens nur den polnischen Adel verstand und große persönliche Sympathie für die ärmsten Schichten Polens verspürte. Boyen war aufrichtig bemüht, den Polen in Preußens Ostprovinzen Wege zu eröffnen, zu vollwertigen und gleichberechtigten

preußischen Staatsbürgern zu werden. Das betraf auch den ungehinderten, staatlich geförderten Gebrauch der polnischen Sprache. Hans Rothe bezeichnet hier Hermann von Boyen überraschenderweise als Ersten in Preußen, der den Vorschlag zu einer „akademischen Slavistik“ (S. 267) gemacht habe, indem er 1836 in einem Schreiben an den Fürsten Wilhelm Radziwill an den Universitäten zu Breslau, Königsberg und Berlin die Einrichtung von Lehrstühlen der polnischen Sprache vorschlug. Der junge Offizier Boyen, der um 1791 an der Königsberger Universität neben Kant auch den dortigen Nationalökonom Christian Jakob Kraus

hörte, war seitdem fest in volkswirtschaftlichem Denken befangen. Die von Rothe edierten Denkschriften zeigen dies mehrfach deutlich, wenn z. B. Boyen auf den langen preußischen Küstenstrich von Stettin bis Memel und die Möglichkeiten einer dadurch bedingten Kanalisierung des polnischen Handels verweist. In seinen abschließenden Bemerkungen zur Edition weist Hans Rothe auch auf den Umstand hin, dass die Bedeutung Boyens für die preußisch-polnische Frage im Lichte der Ereignisse des Jahres 1945 noch zugenommen hat.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

KATALIN GÖNCZI: Die europäischen Fundamente der ungarischen Rechtskultur. Juristischer Wissenstransfer und nationale Rechtswissenschaft in Ungarn zur Zeit der Aufklärung und im Vormärz. Frankfurt a.M.: Klostermann, 2008, XII, 320 S. = Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 227. ISBN: 978-3-465-04040-8.

Katalin Gönczi erfüllt mit ihrem Buch ein Desiderat der osteuropäischen Rechtsgeschichte. Der Zugang zur ungarischen Rechtskultur ist vielen aus sprachlichen Gründen versperrt. Die Zurückhaltung innerhalb der hiesigen Wissenschaft geht auch darauf zurück, dass das auf Tradition, Gewohnheit und Übung beruhende ungarische Zivilrecht im europäischen Jahrhundert der Kodifikationen einen Fremdkörper darstellte. Die Betonung der Andersartigkeit der ungarischen Zivilrechtskultur ist ein Topos, den traditionalistisch orientierte ungarische Juristen selbst pflegten. Gönczi geht es in ihrer Monographie um etwas anderes. Sie zeigt eindrucksvoll, wie sich die ungarische Rechtskultur anhand des Vorbilds zeitgenössischer europäischer Rechtsstandards überhaupt erst in einer modernen Form entfalten und in ihrer nationalen Eigenheit entwickeln konnte. Ihr geht es um das „facettenreiche Netzwerk der rechtswissenschaftlichen Kommunikation“ in Europa jenseits der zeitgenössischen Nationalisierungsbestrebungen (S. 1).

Gönczi setzt ihr Anliegen, den europäi-

schen Gehalt der modernen ungarischen Rechtskultur zu beschreiben, konzipiert um. Konzeptionell dienen der Autorin dazu Begrifflichkeiten wie *mémoire culturelle*, Wissenstransfer, Zentrum und Peripherie sowie Modernisierung. *Mémoire culturelle* wird verstanden als Wissensspeicher der juristischen Moderne, der über eine Ausbildung im europäischen Ausland, Briefkontakte und Zeitschriftenaustausch für Juristen in Ungarn abrufbar war (S. 2, 79). Dieser Wissenstransfer auf der Grundlage eines funktionierenden Kommunikationsnetzwerks setzt im Vergleich zu bisherigen Modellen wie der Normenrezeption früher ein. Selbst dann, wenn es in einigen Rechtsbereichen nicht zur Rezeption normativer Ordnungen kam, führte der Wissenstransfer zu einer Modernisierung, Professionalisierung und größeren Anschlussfähigkeit der juristischen Disziplin Ungarns an europäische Debatten und Diskussionen.

In ihrem ersten Kapitel zeigt Gönczi die institutionellen Beschränkungen der Rechtswissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert auf. Im Rahmen der Habsburgermonarchie konnte sich ein ungarisches öffentliches Recht nur eingeschränkt entfalten. Verfassungsrechtliche Stellungnahmen zum Status von Ungarn gegenüber dem Herrscherhaus in Wien waren untersagt (S. 20). Auf dem Gebiet des Privatrechts verzögerte die privilegierte Stellung des Adel eine Reform des ständischen Rechts (S. 158 ff.). Die konfessionelle Spaltung des

Landes, insbesondere die Nichtzulassung von Protestanten zum Jurastudium, führte zu einem stagnierenden und konservativen Charakter der rechtswissenschaftlichen Fakultäten. Zugleich beförderte die konfessionelle Trennung jedoch den Brückenschlag nach Europa. Die studentische Bildungsmigration, die für Protestanten unabdingbar wurde, und die protestantischen Gymnasien schufen in Ungarn eine professionelle juristische Parallelkultur. Nach dem Toleranzedikt griff die Obrigkeit im Zeitalter der Bürokratisierung gern auf diese reformbereiten und gut ausgebildeten Juristen zurück (S. 35, 105, 108).

Zentral für das Verständnis des ungarischen Rechtsdiskurses sind die Bildungs- und Kommunikationswege der Juristen. Diese führten im 18. und 19. Jahrhundert häufig nach Deutschland – für Katholiken nach Halle oder Leipzig, für Protestanten nach Göttingen oder Jena. Wie überaus wichtig das Auslandsstudium war, kann Gönczi anhand von Universitätsmatrikeln, aber auch durch den Nachweis zeigen, dass das Auslandsstudium durch ein weites institutionelles Netzwerk gefördert wurde (S. 54, 216). Die Zulassung zum Auslandsstudium, das den Studenten die Ideenwelt der Aufklärung und später der Französischen Revolution erschloss, kann zugleich als ‚Seismograph‘ für die wechselnde innenpolitische Liberalität oder Illiberalität des habsburgischen Staates gelten (S. 56, 200). Göttingen etwa wurde zu einem Ort der Begegnung mit europäischen Ideen, aber auch mit der eigenen nationalen Kultur. Die vom deutschen Staatswissenschaftler Schlözer gelehrte Komparatistik entfachte das Interesse für die nationale Geschichte unter den Studenten (S. 58, 82). Die dortige liberale Presse wurde zum bevorzugten Ort des Austauschs über ungarische Rechtsfragen. Diese Medien waren über Leseklubs in Ungarn zugänglich, obwohl sie dort indexierte Bücher rezensierten; auch Buchhändler und Bibliothekare vermittelten Ideen nach Ungarn, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten (S. 90). Wie Gönczi im dritten Kapitel deutlich macht, führte die Auslandserfahrung nicht nur zu einer Ausdifferenzierung der Rechtswissenschaft, insbesondere auf dem Gebiet der Staat-

tenkunde und Statistik, sondern auch zur Förderung der eigenen Nationalsprache als Wissenschaftssprache (S. 118, 204, 226).

Die rechtswissenschaftlichen Neuerungen am Ende des 18. Jahrhunderts, insbesondere die einsetzende europäische Kodifikationsbewegung, entfalteten in Ungarn zunächst kaum Wirkung. Selbst das österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch von 1811 wurde in Ungarn nicht eingeführt. Nach der Zerschlagung der ungarischen Jakobinerbewegung war jede Reform zum Erliegen gekommen (S. 149). Die Fernwirkung dieser ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Gesetzesentwürfe sind jedoch nicht zu unterschätzen. Der Einfluss auf die Denker des Vormärz war groß (S. 156). Allerdings werden die wechselseitigen Einflüsse von Politik und Wissenschaft nur dann deutlich, wenn man wie Gönczi die nicht-universitäre Forschung einbezieht. Systematisierungsleistung und Reformbemühen hatten an der Akademie der Wissenschaften, im Landtag, der zahlreiche Anregungen aus dem Ausland heranzog, und selbst an der bischöflichen Bibliothek in Pécs ihren Ort, nicht aber an den Universitäten (S. 196, 214, 224, 251). Einen raschen und unkomplizierten Transferprozess skizziert die Autorin am Beispiel des Handelsrecht (S. 159 ff.). Die europäische Netzwerkstruktur der rechtswissenschaftlichen Diskussion wird zudem exemplarisch an der Reform des Strafrechts beleuchtet; wichtigster Pol hierbei war der Heidelberger Professor Mittermayer (S. 169 ff.). Die Grenzen des ungarischen Rechtsdiskurses zeichnet Gönczi hingegen für die Modernisierung der Eigentumsrechte nach. Die Abschaffung von Großgrundbesitz und das Bemühen um allgemeine Eigentumsfreiheit scheiterten an den Beharrungskräften des ungarischen Adels (S. 159).

Gönczi legt die Funktionsbedingungen eines rechtswissenschaftlichen europäischen Kommunikationsraums dar, der die ungarische Rechtskultur integrierte. Die Ideen der Aufklärung und die Betonung der je eigenen nationalen Geschichte und Sprache führten in der Folge allerdings zu einer Verengung der kommunikativen Kanäle. Das Ungarische als Wissenschaftssprache errichtete Barrieren, wo die

kurz zuvor noch in Deutsch oder Latein verfassten Werke leichter zugänglich und verständlich waren. Die herausgehobene Rolle der *liasonnen*, der Vermittler zwischen den Rechtskulturen, hebt die Autorin daher zu Recht her-

vor. Gleiches gilt auch für die Gegenwart. Der *liasonwoman* Gönczi gelingt es, das Verständnis für die ungarische Rechtsgeschichte in ihrem europäischen Zusammenhang zu befördern.

Jana Osterkamp, München

Griechische Dimensionen südosteuropäischer Kultur seit dem 18. Jahrhundert. Verortung, Bewegung, Grenzüberschreitung. Hrsg. von Maria Oikonomou/ Maria A. Stassinopoulou / Ioannis Zelepos. Frankfurt a.M., Berlin, Bern [usw.]: Lang, 2011. 317 S., Abb. = Studien zur Geschichte Südosteuropas, 17. ISBN: 978-3-631-61688-8.

Im Dezember 2009 fand an der Universität Wien eine zweitägige Konferenz mit jenem Titel statt, den auch der vorliegende Sammelband trägt. 19 der damals gehaltenen Vorträge sind nun zugänglich. Drei der Beiträge sind auf Englisch verfasst worden, die restlichen liegen auf Deutsch vor.

Zunächst einmal muss lobend hervorgehoben werden, dass die im Titel gemachte zeitliche Angabe auch wirklich so umgesetzt wurde. Das 18. Jahrhundert erhält mit vier Beiträgen, die sich ausdrücklich mit jenem Jahrhundert auseinandersetzen, breiten Raum zugestanden; einige weitere Beiträge gehen zumindest in ihrer Thematik von diesem Jahrhundert aus. Bis in die aktuelle Gegenwart reichen dann auch tatsächlich diejenigen Aufsätze, die sich mit der zeitgenössischen griechischen Literatur und dem griechischen Film auseinandersetzen. Nicht minder erfreulich ist, dass der Band wirklich Südosteuropa in seiner Gesamtheit im Blick hat und Griechenland selbst nur als eines von vielen Ländern vorkommt. Es steht somit, wie im Titel angegeben, die Bedeutung der griechischen Kultur für die Nachbarkulturen in Südosteuropa im Vordergrund. Die Gefahr, letztlich eine Griechenland-zentrierte Geschichte zu verfassen, hat man erfolgreich gebannt.

Naturgemäß sind die einzelnen Beiträge höchst unterschiedlich in Themenwahl und Umfang, aber generell kann gesagt werden, dass sie allesamt informativ sind und, wo nicht

Neuland betretend, zumindest gute Überblicksdarstellungen liefern. Eine solche Überblicksdarstellung ist WALTER PUCHNER mit seinem Beitrag „Griechische Hegemonialkultur im östlichen Balkanraum zur Zeit der Aufklärung und der nationalen ‚Wiedergeburt‘. Beispiele und Tendenzen“ (S. 17–25) gelungen. Neben der Bedeutung der griechischen Druckereien im Balkan- und Ägäisraum zeigt er am Beispiel der volkssprachlichen Übersetzungen von Volksbüchern wie dem italienischen „Bertoldo“ oder von Überlieferungen wie dem Alexanderroman oder dem „Syntipas“ auf, wie bedeutsam der griechische Einfluss im 18. und selbst noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war – die rumänische (1774) wie die bulgarische (1853) Übersetzung des „Bertoldo“ werden anhand der griechischen Variante vorgenommen, und der Alexanderroman wäre ohne die diversen griechischen Vorlage niemals so erfolgreich gewesen.

Neben Überblicksdarstellungen gibt es aber auch Beiträge, die sich einer speziellen Fragestellung widmen. Hierzu zählt der Aufsatz von DORA E. SOLTI zur „Walachei im Spannungsfeld der Großmächte: Die letzten Jahren vor der Phanariotenherrschaft“ (S. 169–177). Hinter dem wenig spektakulären Titel verbirgt sich eine Abhandlung über die griechische Übersetzung des „Muscowitischen Prognosticon“. Diese ließ Fürst Constantin Brâncoveanu 1699 im Rahmen seiner Bemühungen um ein Bündnis mit Russland anfertigen. Das „Prognosticon“ beinhaltet neben einer Geschichte Russlands und der Orthodoxie auch Gedankenspiele zu einer Rückeroberung Konstantinopels und liefert sogar Ratschläge für eine erfolgreiche Belagerung. Solti verfolgt die im „Muscowitischen Prognosticon“ formulierte Verbindung von russischer Größe und Kampf gegen die Osmanen sowie der Rezeption dieses Werkes im politischen Diskurs des Fürsten Brâncoveanu.

veanu und fügt den politischen Visionen des walachischen Fürsten damit eine Note bei, die bislang nicht beachtet worden ist, nämlich die zielgerichtete Verwendung der Übersetzung eines fremdsprachigen (hier deutschen) Textes zur ideologischen Unterstützung der eigenen Politik, wobei dieser Kulturtransfer im konkreten Fall auch zur Neudefinition der eigenen Rolle beim Kampf gegen die Osmanen führt.

Ebenfalls sehr detailliert sind die Beiträge zu einzelnen Schriftstellern oder zum griechischen Film. Hierzu zählen „Grenzgänger – Zur Dialektik von Selbst- und Fremdwahrnehmung in der Prosa von Michel Fais“ (S. 71–90) von BART SOETHAERT und DIRK SANGMEISTERS „Ein Vagant voll Glut und Wut. Der Schriftsteller und Maultrommler Michael Kosmeli“ (S. 201–216). Soethaert setzt sich mit dem 1957 geborenen Michel Fais auseinander, dessen Figuren sich immer wieder der Frage nach dem Platz des eigenen Selbst in der Welt gegenübersehen und dabei die Grenzen zwischen diesen beiden Polen ausloten. Sangmeister beschäftigt sich mit dem aus Schlesien stammenden Musiker, Arzt und Juristen Michael Kosmeli (1773–1844), dessen unstetes Wanderleben ihn immer wieder ins Osmanische Reich führte und ihn dort zur Beschäftigung mit der neugriechischen Literatur anregte, die er in seinen Reisebeschreibungen auch ausführlich vorstellte.

Auch die anderen Beiträge des Sammelbandes sind lesenswert, doch zwang der zugestandene Platz den Rezensenten zu einer – subjektiven – Auswahl. Gibt es inhaltlich nichts zu bemängeln, muss dennoch die äußere Gestalt sich einige Kritik gefallen lassen. Ein wirkliches Ärgernis ist die Lesbarkeit der Texte. Diese wird doch spürbar behindert durch die Verwendung einer serifenlosen Schrift, die sich als für ein Buch ungeeignet erweist – die Augen des Rezensenten jedenfalls ermüdeten rasch bei der Lektüre. Auch ist der Satz nicht immer gelungen: So gibt es zum Beispiel Wörter, die einen Trennungsstrich behalten haben, auch

wenn sie in die Mitte der Zeile gerutscht sind („dau-erte“ und „Wa-lachei“, S. 176); auch finden sich der Buchstabe ß bei Beitragstiteln in der Kopfzeile inmitten von Großbuchstaben wieder („GROBMÄCHTE“, S. 171 und „PARNAß“, S. 181). Ebenfalls unschön ist „Louis dem XIV.“ (S. 234) – entweder in französischer Manier oder eingedeutscht, aber so bitte nicht. In manchen Beiträgen wird „Jahrhundert“ geschrieben, in denen von Puchner und von Nadia Danova über „Griechische Dimensionen der kulturellen Tätigkeit innerhalb der bulgarischen Diaspora in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 253–263) aber „Jh.“ abgekürzt. Manchmal ist die sprachliche Redaktion ein wenig zu tolerant gewesen – eine „russisch-walachische militärische Kollaboration“ (S. 171) klingt jedenfalls gewöhnungsbedürftig. Und zwei Fragen müssen gestattet sein – wieso werden die Beiträge nicht in der Reihenfolge geboten, in der sie auf der Konferenz gehalten wurden, und warum wird dann nicht wenigstens darauf hingewiesen, dass die Reihenfolge für den Band geändert wurde? So stehen die Beiträge ohne alphabetische oder erkennbar inhaltliche Gliederung einer nach dem anderen im Buch.

Und dennoch war es dem Rezensenten ein Vergnügen, den vorliegenden Band zu lesen. Denn jedem einzelnen Beitrag gelingt es, eine Facette der „Griechischen Dimensionen süd-osteuropäischer Kultur seit dem 18. Jahrhundert“ zu beleuchten, und dies in durchwegs hoher fachlicher Qualität. Die Autorinnen und Autoren sind für das jeweilige Thema ausgewiesene Spezialisten, was man auch den Fußnoten anmerkt, die eine Fülle von Material beinhalten, welches eine eingehendere Beschäftigung mit der Thematik des betreffenden Beitrags möglich macht. Vor allem aber soll noch einmal hervorgehoben werden, dass die Herausgeber wirklich einen Band zu der Fragestellung geschaffen haben, die der Titel verspricht.

Peter Mario Kreuter, Regensburg

CATHERINE HOREL: Soldaten zwischen nationalen Fronten. Die Auflösung der Militärgren-

ze und die Entwicklung der königlich-ungarischen Landwehr (Honvéd) in Kroatien-Slawo-

nien 1868–1914. Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften, 2009. 262 S., 2 Ktn. = Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, 31. ISBN: 978-3-7001-6496-8.

Die Verfasserin Catherine Horel ist Forschungsdirektorin am *Centre National de la Recherche Scientifique* in Paris und Professorin für Zeitgenössische Geschichte Zentraleuropas an der Universität Sorbonne I. Ihr Forschungsinteresse gilt der Habsburgischen Monarchie, insbesondere aber deren Problemen im Zusammenhang mit Ungarn. Nationale Probleme lassen sich im Habsburgerreich besonders gut anhand der multinationalen Heereseinrichtungen studieren. Hier wurden der historischen Forschung ab 1989 viele neue Quellen zugänglich. Deren Auswertung mit den Methoden moderner Sozialforschung zeigt Horel im Kapitel V anhand von vielen Offizierslebensläufen. Besonders interessant sind ihre Angaben über die dienstlich bedingte und zugleich dienstlich geforderte Vielsprachigkeit der Offiziere, welche über die Anforderungen in anderen europäischen Armeen hinausgingen. Genauso beeindruckt die angegebene Zahl von 17 % jüdischen Reserveoffizieren vor dem Ersten Weltkrieg, die weit über dem prozentualen Anteil von Juden an der Gesamtbevölkerung Österreich-Ungarns liegt (S. 142). In national-ethnischer wie in religiöser Hinsicht war die Armee weitgehend diskriminierungsfrei aufgebaut.

Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 entstand im ungarischen Landesteil der nunmehrigen Doppelmonarchie die königlich-ungarische Landwehr (*Honvéd*), welche von ungarischen Nationalisten als heimlicher Nukleus einer künftigen ungarischen Nationalarmee gesehen wurde. In zähem Kampf wurde deshalb diese Landwehr in den folgenden Jahrzehnten immer mehr magyarisiert, indem man ständig darauf achtete, vor allem ungarisch sprechenden Offizieren in der Honvéd Beförderungsvorteile und Karrierechancen zuzubilligen. In einem ebenso zähen Kampf gelang es außerdem in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, eigene Honvédartillerieregimenter aufzustellen. Artillerieeinheiten hatte man

nämlich in Erinnerung an die Ereignisse von 1848/49 den anfangs nur aus Infanterie- und Kavallerietruppentteilen bestehenden ungarischen Territorialeinheiten bewusst nicht zugezogen wollen, um sie nicht zu einer vollwertigen Armee zu gestalten. Doch schon ab 1871 umging man ungarischerseits jene Beschränkungen listig, indem man sogenannte „Maschinengewehrabteilungen“ aufstellte, was ja nicht untersagt war. Doch die Honvéd hatte aus der Sicht ungarischer Chauvinisten ihren Pferdefuß, indem der ungarischen Territorialarmee als Erbe aus der alten k.k. „Militärgrenze“ in den südwestlichen Landesteilen eine Reihe kroatisch-slawnischer Truppenteile zufielen, die vorrangig aus Südslawen bestanden. Jene nominellen Bestandteile der Honvéd widersetzten sich bewusst einer Magyarisierung bzw. sie wurden als magyarisierungsunfähig angesehen. Sehr bezeichnend ist, dass der wohl bedeutendste Offizier, welcher aus jenem kroatisch-slawnischen Honvéddistrikt hervorging, der Serbe und spätere österreichische Feldmarschall Svetozar Boroević (von Bojna) war, welchen man 1877 zur Beförderung in der Honvéd für „nicht geeignet“ hielt, weil er die ungarische Regimentssprache seines Regiments nicht erlernt hatte (S.156/157). Noch erstaunlicher aber ist trotz allem der Umstand, wie Horel abschließend herausarbeitet, dass ungeachtet mancher interner Querelen alle Truppenteile der k. u. k. Armee im ausbrechenden Weltkrieg ihre soldatische Pflicht erfüllten. Ungarische und kroatische Truppenteile zählten neben deutschen Truppenteilen zu den besten der Monarchie, und auch die Südslawen Österreich-Ungarns versagten nicht, wenn sie im direkten Kampf auf die Südslawen der Gegenseite trafen. Als ausgesprochen destruktiv erwies sich hingegen im weiteren Verlauf des Weltkriegs der ungarische Hypernationalismus und Egoismus.

Insgesamt gesehen ist das Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse der innerethnischen militärischen Verhältnisse der Donaumonarchie, genauso wie sie 2011 Richard Lein mit seinem Buch über die tschechischen Truppenteile im Ersten Weltkrieg lieferte. Die beigegebenen farbigen Karten sind lei-

der wegen ihrer kleinteiligen Symbolik und des schlechten Drucks nur eingeschränkt nutzbar. Auch wären zu den vielen Besonderheiten der österreichischen Armee im Bereich der Militärgrenze einige Erklärungen notwendig gewesen, denn selbst Militärhistoriker dürften nicht in je-

dem Falle wissen, dass es sich z. B. bei dem mehrfach genannten „Tschakistenbataillon“ um die Besatzungen für eine militärische Binnenflottille handelte.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

TANJA PENTER Kohle für Hitler und Stalin. Arbeiten und Leben im Donbass 1929 bis 1953, Essen: Klartext 2010, 467 S., 34 Tab., 7 Abb. = Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe C: Arbeits-einsatz und Zwangsarbeit im Bergbau, 8. ISBN: 978-3-8375-0019-6.

Die deutsche Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion ging mit einer wirtschaftlichen Ausbeutung der eroberten Gebiete einher. 21 Millionen sowjetische Staatsangehörige arbeiteten auf 43.000 Kolchosen, 3.729 Staatsgütern und 1,8 Millionen Einzelwirtschaften für die deutsche Kriegswirtschaft. Allein im Donbass, dem zentralen Kohlerevier der Sowjetunion, waren 114 Betriebe mit 55.751 Beschäftigten für die deutschen Besatzer tätig. Bemerkenswert ist, dass die Förderleistung pro Arbeiter im Frühjahr 1943 höher war als in der Vorkriegszeit, obwohl sich die Produktionsbedingungen aufgrund der Zerstörungen durch die abziehende Rote Armee und eines steten Mangels an Maschinen und Material deutlich verschlechtert hatten. Tanja Penter geht in ihrer Bochumer Habilitationsschrift der Frage nach, woraus sich die allgemeine Bereitschaft speiste, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten. Indem sie nach Loyalitäten fragt, überwindet sie die heuristische Sackgasse, in der sich die bisherige Forschung durch eine klare Trennung von Kollaboration und Widerstand befand. Deutlich wird, dass es im Krieg nicht nur zu Loyalitätswechseln kam, sondern auch, wie sich die Menschen durch multiple Loyalitäten einer eindeutigen Parteinahme überwiegend entzogen. Die Wehrmacht fand im Donbass keinen politischen Antikommunismus vor, sondern vielmehr eine brüchige Loyalität zum Regime Stalins, die in erster Linie durch die Verminderung und Sprengung der Bergwerke durch die abzie-

hende Rote Armee erschüttert worden war. Die Bergleute hatten sich gegen diese Anordnung des Staatlichen Verteidigungskomitees zur Wehr gesetzt, doch der NKVD ging mit aller Härte gegen widerständige Arbeiter vor. Die Zivilbevölkerung sah sich ihrer Lebensgrundlage beraubt und fühlte sich von den abziehenden Truppen und Funktionären im Stich gelassen.

Erst vor dem Hintergrund dieser unmittelbaren Kriegserfahrung wird verständlich, dass den deutschen Besatzern die Hoffnung entgegengebracht wurde, die Bergwerke wieder in Betrieb zu nehmen. Zunächst erfüllten die Deutschen auch die in sie gesetzten Erwartungen, zumal sie die Belegschaften nahezu vollständig übernahmen. Man war insbesondere auf die Kenntnisse der Ingenieure angewiesen, da die sowjetische Betriebsleitung alle Grubenbilder und Pläne mitgenommen hatte. Die Ingenieure kooperierten bereitwillig. Sie stellten nicht nur ihr Fachwissen zur Verfügung, sondern halfen auch bei der Rekrutierung von Arbeitskräften und der „Aussonderung von Juden und Kommunisten“. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit speiste sich zudem aus den Erfahrungen der Vorkriegszeit. Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Ingenieuren war seit jeher von sozialen Konflikten geprägt gewesen. Während die akademisch geschulten Ingenieure ein hohes Standesbewusstsein pflegten, hielten sich die unter Tage schuftenden Arbeiter selbst für die Avantgarde des Bergbaus und misstrauten jenen, die sich die Hände selbst nicht schmutzig machten. Der Schauprozess gegen die Leitung der Kohlegruben von Šachty hatte jedoch 1928 zu einer allgemeinen Umkehr der sozialen Hierarchie geführt. Die Arbeiter nutzten nun die Möglichkeit, die vorgeblichen „alten Eliten“ mit Hilfe des Sabotagevorwurfes an den Pranger zu stellen und staat-

licher Verfolgung preiszugeben. Indem die Deutschen den Ingenieuren ihre althergebrachte soziale Stellung wieder zurückgaben, sicherten sie sich deren Loyalität.

Die rücksichtslose Ausbeutung der Arbeitskraft und das brutale deutsche Besatzungsregime, das durch seine Hungerpolitik insbesondere die städtische Bevölkerung in größte Not stürzte, führten allerdings bald zu einer allseitigen Ernüchterung. Dennoch brach die Kohleförderung nicht zusammen. Eine Erklärung für den ausbleibenden Widerstand sieht Tanja Pentter in den Erfahrungen der dreißiger Jahre. Die Bergarbeiter kannten ein Leben in katastrophalen Wohnverhältnissen ebenso wie die schwierige Lebensmittelversorgung in einer Mangelwirtschaft. Schon in den dreißiger Jahren hatte sich die Arbeitsdisziplin verschärft und waren die Eliten einer brutalen Herrschaft ausgesetzt gewesen, die überall Verschwörungen und Sabotage witterte. Viele erfuhren die deutsche Besatzungsherrschaft somit als Fortsetzung eines beschwerlichen Alltags, zumal sich die Methoden der Überwachung und Leistungssteigerung kaum von denen der Vorkriegszeit unterschieden. Auch die Deutschen instrumentalisierten den Mangel und gewährten Zulagen bei der Lebensmittelration als Arbeitsprämie; sie erzeugten durch öffentliche Belobigungen und schwarze Bretter Druck auf die Arbeiter und erwogen sogar die Wiedereinführung der Stachanovbewegung. Die Arbeiter wiederum entzogen sich diesen Anforderungen mit den Verweigerungsstrategien aus der Vorkriegszeit: durch Blaumachen, Bummelei und Störungen des Arbeitsablaufes durch die Beschädigung von Maschinen.

Es ist eine Stärke der Arbeit, dass Tanja Pentter den vielfach betonten Zäsurcharakter der Jahre 1941 und 1945 aufbricht und den deutsch-sowjetischen Krieg nicht als eine Ausnahme-situation deutet. Stattdessen integriert sie die Kriegszeit in die Geschichte des Stalinis-

mus und öffnet so den Blick für Kontinuitäten sowohl zu den Vorkriegsjahren als auch zur Nachkriegszeit. So zeigt sie auf eindringliche Art und Weise, wie die Erfahrungen der dreißiger Jahre und des Krieges die Verhaltensweisen in der Nachkriegszeit prägten. Als der Stalinismus nach dem Abzug der Deutschen in den Donbass zurückkehrte, blieben die Lebensbedingungen schlecht und gipfelten 1946/47 in einer Hungersnot. Auch der Arbeitsalltag änderte sich kaum, und die Bergarbeiter reagierten auf Zumutungen des Regimes mit den bewährten Verweigerungsstrategien. Auch die Abrechnung des stalinistischen Regimes mit echten und vermeintlichen Kollaborateuren stellte keine neue Erfahrung dar: Schauprozesse, nichtöffentliche Schnellverfahren und weitreichende Parteisäuberungen kannten die Menschen bereits aus der Vorkriegszeit.

Insgesamt überzeugt die Studie Tanja Pentters durch ihren interpretatorischen Zugriff, der zum einen die Vorkriegszeit als Prägephase berücksichtigt und zum anderen die Grenzen zwischen Kooperation und Verweigerung als fließend begreift. Auf wohlthuende Weise entzieht sich die Arbeit den etablierten Sichtweisen von Kollaboration und Widerstand. Sie setzt dieser einfachen Dichotomie ein differenziertes Bild entgegen, das die individuellen Überlebensstrategien und deren Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse in den Blick nimmt. Die Loyalität der Bergarbeiter galt dabei eher dem Donbass als den politischen Systemen, denn weder zogen sie 1941 mit der Roten Armee noch 1943 mit der Wehrmacht ab, sondern blieben in ihrer Heimat und versuchten jeweils die Zerstörung der Gruben zu verhindern. Es ist das Verdienst von Tanja Pentter, die Erfahrungen der Bergarbeiter mit der stalinistischen und nationalsozialistischen Herrschaft als zwei Bestandteile einer Geschichte beschrieben zu haben.

Jörg Ganzenmüller, Jena

JULIANE FÜRST: *Stalin's Last Generation. Soviet Post-War Youth and the Emergence of Mature Socialism.* Oxford: Oxford University Press, 2010. XIV, 391 S., Abb., Tab. ISBN: 978-0-19-957506-0.

In her impressive study of post-war Soviet youth, Juliane Fürst argues that the generation that came of age during the Second World War had trouble to adjust to life under High Stalinism. While she observes that there was little

overt political opposition to the regime, she explains how a distance between the regime and the young generation emerged in the decade after 1945. The post-war Soviet Union witnessed the formation of subcultures, the revival of conflict about cultural issues such as dance and music, and it struggled with the question what gender relations and sexual conduct should look like in a socialist society. The author shows how a complex Soviet identity emerged: while the official image of the USSR remained stagnant a whole set of new attitudes developed and young people tried to reconcile their nascent individualism sometimes in opposition to the regime, sometimes within the narrow confines of Soviet politics. Using a wide range of sources, the author tells the story of the return of the individual during the last years of Stalin's long rule. Her focus is on the Russian parts of the Soviet Union.

The first chapter describes the traces of conflict in the USSR's post-war generation. She describes the chaos and the poverty that were some of the consequences of the war. The Komsomol as the institution in charge of integrating and disciplining the youth struggled to fulfill its tasks in the immediate post-war years. It lacked the means to reach the entire Soviet youth and, the author argues, the regime that had lost touch of the youth during the war never fully regained its influence on this generation. The ideological campaigns of the late forties were as vigorous and vicious as those of the 1930s: the *zhdanovshchina*, anti-Americanism and anti-Semitism were the themes chosen to mobilize the population during the Cold War. The author's analysis of these campaigns shows how these themes that were set in High Stalinism persisted during the remaining decades of Soviet communism. Neither the anti-Westernism nor the anti-intellectualism or the anti-Semitism went away. Another subject explored that came to haunt the USSR was the leader cult around Joseph Stalin. In an interesting twist, the author shows how the cult around father Stalin was tied to the idea of *mat' rodina* ("motherland") which was fostered during the war. The post-war years witnessed two key events of the leader cult: Stalin's 70th

birthday celebration in 1949 and the leader's death in 1953. Subsequently, this generation which had not known a life without Stalin had to come to terms with de-stalinization and with their Stalinist past.

The case study of the rise and fall of Aleksandr Fadeev's novel *The Young Guard* forms the core of the book. Fürst explains the reason for the instant popularity of the book which celebrated the heroism of youth during the war and she gives a detailed analysis of the text reception and the regime's attempts to defuse it. The example shows how the regime deconstructed a major propaganda success because the role of the party was not acknowledged in the narrative. Youth was not to be an independent factor in Soviet political life. Fadeev attempted to rewrite his book according to orthodoxy; still, the controversies surrounding the story, the debate about the relationship between historical facts, literature and myth-making have not dried up to this day. In the concluding chapters Juliane Fürst examines the rise of non-conformity, the role of fashion, and the gender roles during the last years of Stalinism. She can show that the impact of Western culture was considerable even at a time when the borders of the USSR were firmly sealed. Her study of sexual behavior also attests to the importance of the post-war years for Soviet society: Fürst can trace the dissolution of traditional norms and values back to the war and shows where the roots of late socialist promiscuity and carelessness about sex may be found.

Juliane Fürst's study of late Stalinist Soviet youth is a major contribution to the social history of the USSR. It provides numerous insights in the development of Soviet society. By bridging the gap between the 1930s and the later periods of Soviet history, it describes post-war developments without ignoring the legacy of the pre-war years. Thus, the study sets a new standard for research on late socialism and is a central point of reference for anyone interested in Soviet studies and in the way dictatorships dealt with the ever unruly and unpredictable young generation.

Jan C. Behrends, Potsdam

LUKAS ALLEMANN: Die Samen der Kola-Halbinsel. Über das Leben einer ethnischen Minderheit in der Sowjetunion. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2010. 130 S., 18 Abb., Kte., Tab. = Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien, 18. ISBN: 978-3-631-61201-9.

Lukas Allemann liefert auf der Grundlage von biographischen Interviews einen sorgfältig ausgearbeiteten und willkommenen Beitrag zur Geschichte der indigenen Bevölkerung im Hohen Norden Russlands im 20. Jahrhundert. Am Beispiel der Sami der Kola-Halbinsel demonstriert er, wie staatlich verordnete, groß angelegte Entwicklungsprojekte narrativ nacherlebt und bewertet werden.

Allemanns Ausführungen beruhen empirisch auf seinen biographischen Interviews mit fünf Frauen (geboren im Zeitraum 1928 bis 1939) in Lovozero – ein Ort, der ab 1964 zur zentralen Siedlung der Sami auf Kola ausgebaut wurde. Insbesondere geht er der Frage nach, welche positiven und negativen Lebenserfahrungen seine Informantinnen mit der Sowjetzeit verbinden. Nach einer theoretisch-methodischen und regionalgeschichtlichen Einführung gibt er den Inhalt der fünf Interviews in Kurzform wieder. In der darauf folgenden, vergleichenden Analyse beschränkt er sich auf drei Interviews. Zwar findet er diesen Schritt selbst bedauerlich, doch gelingt es ihm, die Gründe und Kriterien der Auswahl einleuchtend zu benennen (S. 65).

Allemann demonstriert, dass der Prozess des *ukrupnenie* (Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Betriebe und Siedlungen) von zwei der drei Gesprächspartnerinnen als besonders einschneidend und schädlich empfunden wurde. Er folgert daraus, „dass das größte Übel für viele Samen nicht die Kollektivierung an sich und nicht der stalinistische Terror, sondern die Umsiedlungen waren“ (S. 115). Hier stellt sich die Frage, ob diese Bewertung nicht einfach dem Alter der Informantinnen geschuldet ist, denn diese gehören einer Alterskohorte an, die die entscheidende Phase der Kollektivierung nicht (oder nicht bewusst) miterlebt hat. Des Weiteren wäre zu hinterfragen, ob sich die Um-

siedlungen zeitlich und ursächlich von der Kollektivierung und den stalinzeitlichen Repressionen so klar abgrenzen und einander gegenüberstellen lassen, wie der Autor es tut. Die ersten Umsiedlungen begannen bereits in den späten 1930er Jahren (S. 44, 74–75) – auf Kola ebenso wie andernorts in der Sowjetunion (s.u.) – und sie bildeten den Auftakt für die Umsiedlungen in den drei folgenden Jahrzehnten.

Dem Autor ist jedenfalls zuzustimmen, dass die Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Betriebe und ländlichen Siedlungen bisher relativ selten in der wissenschaftlichen Betrachtung der Geschichte der Sowjetunion thematisiert wurde. Allemanns Rekonstruktion befindet sich in Übereinstimmung mit anderen Veröffentlichungen über die Prinzipien und den Ablauf der Umsiedlungen im Hohen Norden der Sowjetunion (u.a. DAVID G. ANDERSON *Identity and Ecology in Arctic Siberia: the Number One Reindeer Brigade*. Oxford 2000; GAIL A. FONDAHL *Gaining Ground?: Evenkis, Land, and Reform in Southeastern Siberia*. Boston 1998; JOACHIM OTTO HABECK *Seßhaftwerdung und Seßhaftmachung sibirischer Rentiernomaden: Siedlungsstruktur und Siedlungsgeschichte im Ewenkischen Autonomen Kreis*. Münster 1998).

Allemann hätte etwas präziser auf die Gesprächssituationen und vor allem die Motivation der Gesprächspartnerinnen eingehen können. Zwar unterlag die Auswahl bis zu einem bestimmten Grad dem Zufall (S. 32), doch ist die Liste möglicher Interviewpartner, die ihm von einer Akademikerin in Murmansk gegeben wurde, beeinflusst von bestimmten Konventionen in den ländlichen Gemeinden Russlands, wer zu erzählen legitimiert ist. Es ist bezeichnend, dass es sich bei einer der Gewährspersonen, nämlich Nina Afanas'jeva, um die bekannteste Aktivistin der Sami in Russland handelt. Ihre Rolle als „spokesperson“ hat unweigerlich Einfluss auf die Form und den Inhalt des Interviews. Sie redet über sich, aber nicht allein für sich, sondern als Sprecherin der Sami (S. 48). Ihre herausgehobene Funktion und ihre narrativen Strategien hätten einer expliziteren Betrachtung bedurft.

Während die Topoi der Interviews von Allemann differenziert herausgearbeitet und interpretiert werden, bleibt die Aufzählung der heutigen ökonomischen und ökologischen Probleme der Sami (S. 110–114) eher oberflächlich; auch stilistisch wirkt sie wie ein Anhängsel. Die beigegefügte Karte ist drucktechnisch unzureichend: hier hätte eine schematische Darstellung bessere Dienste geleistet.

Die genannten Kritikpunkte mindern jedoch kaum den Wert der Untersuchung; Lukas Allemann gebührt große Anerkennung für seine Arbeit, die hoffentlich – wie von Heiko Haumann im Vorwort vermerkt – Anlass zu weiteren Forschungen zur Oral History im hohen Norden Russlands gibt.

Joachim Otto Habeck, Hamburg

VASILIJ V. BABKOV: *Zarja genetiki človeka. Russkoe evgeničeskoe dviženie i načalo medicinskoj genetiki*. Moskva: Progress-Tradicija, 2008. 799 S., Abb., Tab. ISBN: 5-89826-262-8.

VASILIJ V. BABKOV: *The Dawn of Human Genetics*. New York: Cold Spring Harbor Laboratory Press, 2013. 775 S., 91 Abb. ISBN: 978-1-936113-70-5.

Russland und die Sowjetunion sind in der Historiographie der globalen Bewegung der Eugenik noch immer eine *terra incognita*. Über die „Erbgesundheitslehre“ in der Sowjetunion, die eng mit der Geschichte der Humangenetik verbunden ist, sind bisher wenige Arbeiten erschienen, die auch nur die wissenschaftliche Debatte, nicht aber konkrete Maßnahmen behandeln. Folgt man dem aktuellen Narrativ, so bestand die eugenische Wissenschaft in der Sowjetunion vor allem aus genetischer Forschung, die seit Mitte der 1920er Jahre zunehmend unter ideologischen Druck geriet. Praktische Maßnahmen oder staatliche gelenkte Biopolitik, sprich Menschenzüchtung, fanden nicht statt. Dies bedingt sich durch die marxistische Doktrin, die neo-lamarckistische Vorstellung von der Vererbung erworbener Eigenschaften favorisierte und die klassische, deterministische Genetik nach Mendel und Weissmann ablehnte. Dies war auch der Grund für die Verfolgung der Eugenik während der „Kulturrevolution“ und der Stalinisierung der Gesellschaft Ende der 1920er Jahre. Während eugenisch orientierte Wissenschaftler noch einige Zeit unter dem Deckmantel der „medizinischen Genetik“ arbeiten konnten, wurde mit der Absage der internationalen Konferenz zur

Genetik, die für 1937 in Moskau geplant war, durch das Politbüro auch deren Schicksal besiegelt. Institute wurden aufgelöst, Wissenschaftler verhaftet und erschossen wie Solomon Levit, Leiter des Maksim-Gorkij-Instituts für medizinische Genetik in Moskau. Zudem etablierte die stalinistische Führung eine neo-lamarckistische und führungshörige Pseudo- und Gegenwissenschaft unter Trofim Lysenko, die auf dem Gebiet der Genetik die Wissenschaft bis in die 1960er Jahre beherrschen sollte. Dieses Narrativ, die Geschichte des sowjetischen „Sonderwegs“ der Eugenik, führt im Rückschluss zur weit verbreiteten Schlussfolgerung, dass es unter Stalin zwar Verfolgung und Massenmord, aber keinen biologischen Rassismus gegeben habe. Es gibt freilich einige neuere Arbeiten, die diese Erzählung in Frage stellen. Die vorliegende Arbeit gehört nicht dazu. Man hätte sich von einem 800-Seiten Werk mehr erwarten können, doch folgt Babkov dem klassischen Narrativ. Im Grunde handelt es sich hierbei auch nicht um eine Monographie, sondern um eine Quellenedition, um ein Reprint einer Vielzahl von eugenischen Schriften aus dem Jahren 1920 bis 1979, die mit einführenden Texten von Babkov versehen sind; eine für Russland in letzter Zeit typische Publikationsform. James Schwartz hat den Band von Babkov ins Englische übersetzen lassen und ihn mit einem übersichtsartigen, kurzen Vorwort versehen. Er folgt grundsätzlich Babkovs Narrativ.

Babkov unterteilt Texte in chronologische Abschnitte und beginnt mit den Ursprüngen der Eugenik bei Charles Darwin und Francis Galton. Leider unterschlägt er in dieser Darstellung die vorrevolutionäre, eugenische De-

batte in Russland, die in ihrer proto-eugenischen Form in den 1890er Jahren einsetzte. Es folgt ein Kapitel zur Russischen Eugenischen Gesellschaft in Moskau in den 1920er Jahren unter Nikolaj Kol'cov und folgerichtig ein weiteres zum Büro für Eugenik unter Jurij Filipčenko in Leningrad, sowie zu deren regionalen Filialen. Nach einem beispielhaften Kapitel zu Forschungsinhalten, in diesem Falle zur Genealogie, folgt eine Darstellung der Gesellschaft für Rassenpathologie, die 1929 offensichtlich im Kontext der deutsch-sowjetischen Wissenschaftskooperation auf dem Gebiet der Rassenpathologie gegründet wurde, wobei Babkov diese höchst spannende Zusammenarbeit nicht thematisiert. Chronologisch folgen mit der Kulturevolution die ersten ideologischen Angriffe, die ein kurzes Kapitel behandelt, sowie die Flucht in die „bolschewistische Eugenik“ in Form der „medizinischen Genetik“. Weiterhin wird, wie zu erwarten war, in drei ausführlichen Kapiteln die endgültige Liquidierung der medizinischen Genetik abgehandelt: die Angriffe in den Jahren 1936 und 1937, die Arbeit des US-amerikanischen Eugenikers Henry Mullers sowie das Ende des Instituts unter Kol'cov. Abgerundet wird die Sammlung mit eugenisch-genetischen Texten aus den 1970er Jahren, meist von Schülern der ersten Generation sowjetischer Eugeniker.

Bezüglich der sowjetischen Eugenik findet man in Babkovs Texten wenig grundlegend Neues. Vieles scheint überholt oder fraglich, so wird etwa die Bedeutung Mullers, der seine eugenische Utopie „Out of the Night“ an Stalin sandte, für die plötzliche Liquidierung der sowjetischen genetischen Forschung überbewertet. Interessant sind manche Details wie die Tatsache, dass die rassenbiologische Erforschung und Vermessung sowjetischer Juden durch Mitglieder der jüdischen Wohlfahrtsorganisation OZE in direkter Zusammenarbeit mit der Russischen Eugenischen Gesellschaft und dem Institut für experimentelle Biologie unter Kol'cov in Moskau und dessen Kommission zur Erforschung von Juden erfolgte. Deutlich wird auch die Kontinuität eugenischer Vorstellungen in die post-stalinistische Periode und in die sowjetische Genetik, die an die Vor-

kriegstradition anknüpfte.

Problematisch ist die Haltung von Babkov, der die frühen Eugeniker als Väter der russischen Genetik feiert, wie schon der Titel „Morgenröte der Humangenetik“ suggeriert. Er folgt stringent einem russischem Narrativ, in dem die Eugeniker als Wissenschaftsikonon und Verfolgte des Stalinismus erscheinen. Auch Schwartz bezieht hier keine abweichende Stellung. Babkov bezeichnet die sowjetischen Eugeniker zudem als „liberal“, stellt sie in die Nähe der westlichen „Reformeugenik“ der Nachkriegszeit und tradiert auch das Bild einer sowjetischen Eugenik ohne Rassismus – im Grunde ein Paradoxon. Unerwähnt bleiben die praktischen Kreuzungsversuche von Menschen und Primaten im Rahmen der sowjetischen Eugenik, wie sie Kiril Rossijanov dokumentiert hat. In diesem Zusammenhang auch interessant wäre die Forschung des Eugenikers und Rassenanthropologen Viktor Bunak, eines Mitarbeiters von Kol'cov und später von Levit, der ‚nachwies‘, dass die russische Bevölkerung biologisch von der „nordischen“ Rasse abstammte und explizit nicht aus „Asiaten“ bestehe oder von diesen maßgeblich biologisch beeinflusst sei. Ähnliche eurozentristische und implizit rassistische und xenophobe Äußerungen finden sich auch andernorts. Man muss einfach in den Texten der sowjetischen Eugeniker nachlesen, die Babkov ausgewählt hat, und wird dort einen stärkeren Einfluss der westlichen „bürgerlich-faschistischen“ Eugenik finden als Babkov suggeriert.

Im Grunde ist die Publikationsform zu begrüßen, da Babkov dem Leser Texte zugänglich macht, die außerhalb Russlands kaum eine Bibliothek zu bieten hat. Die Arbeit von Schwartz eröffnet die Texte zudem allen Lesern ohne Sprachkenntnisse des Russischen. Gleichwohl beschränkt sich die Auswahl vor allem auf das *Russkij Engeničeskij Žurnal* und wissenschaftliche Texte der führenden genetischen Institutionen. Texte in populärwissenschaftlichen Zeitschriften oder der Tagespresse, die eugenische Vorstellungen in der Sowjetbevölkerung popularisierten, was offensichtlich der Fall war, fehlen ganz. So ist der Band sinnvoll als Edition zum Nachschlagen von Quel-

len. Um sich ein allgemeines Bild von der sowjetischen Eugenik machen zu können, muss man aber auf die bekannte Arbeiten von

Mark Adams oder Nikolaj Kremencov zurückgreifen.

Björn M. Felder, Göttingen

JAN PLAMPER: *The Stalin Cult. A Study in the Alchemy of Power*. New Heaven, London: Yale University Press, 2012. XX, 310 S., Taf., Abb., Graph. = The Yale-Hoover Series on Stalin, Stalinism, and the Cold War. ISBN: 978-0-300-16952-2.

The leader cult around Joseph Stalin is at the core of Soviet political and cultural history. Jan Plamper's study of the Stalin-cult broadens our knowledge about the representation of Stalin in the press and about his image in the visual arts. Using both published texts and images as well as archival records Plamper provides substantial insights in the representation of Stalin's power as well as the mechanisms of cult production. He also attempts to situate the Stalin-cult in the history of Russian and European representations of power in the modern era. The author uses Napoleon III as a starting point for his exploration of modern leader cults. Without explicit reference to Max Weber's theory of charismatic rule he points to the fact that both Hitler and Stalin rose during times of crisis while underscoring that each modern political system – liberal democracy, fascism, national socialism as well as Bolshevism – used modern mass media to create images of their leaders. Thus, to Plamper leader cults were indeed a sign of troubled times but by no means an exclusive trait of dictatorships. Nevertheless he acknowledges that the monopoly of mass communication was specific to the leader cult in Germany, Italy and the USSR. At the same time he points to specific Russian preconditions of Stalin's cult, e.g. the traditional cult of the tsar, the veneration of individuals within the revolutionary Russian intelligentsia and the Lenin-cult. He rightly points to the various origins of Stalin's cult which may therefore be interpreted both as a modern and as a Russian phenomenon.

The empirical part of the study is divided in two parts on cult products and on cult produc-

tion. The first part traces the image of Stalin in time and space. Using *Pravda* as his main source, the author assesses representations of the leader in that newspaper. He can show that the leader-cult was clearly tied to both the Soviet holiday calendar and to major political events. Thus, from the mid-1930s onwards *Pravda* acknowledged Stalin's role as supreme leader of party and state. During the years of crises and defeat from 1941 to 1943 his image was not seen as often on the front-page of the party's paper. Plamper uses 1947, an average year of late Stalinism, to follow the leader's representations in *Pravda*. The dissection of the whole year confirms his argument that the image of the leader tended to be used on Soviet holidays, beginning with the anniversary of Lenin's death in January and ending with 5 December, the day of the "Stalin-constitution". The author concludes his study of Stalin in *Pravda* with a description of his 70th birthday in 1949 and his death in March 1953. The following chapter on Stalin's image in space relies mainly on the fine arts. A skillful interpretation of Aleksandr Gerasimov's painting *Stalin and Vorosilov in the Kremlin* (1938) forms the core of the chapter. Using this and numerous other examples the author can establish how Stalin became the center of representation in official Soviet art. This process reached its height in the late 1940s when indirect representations of the leader or allusions to him sufficed to evoke his image.

In the second part of his study Jan Plamper explores how the dictator himself governed his cult and how the system of patronage in Soviet art functioned. He can show that Stalin – like Napoleon or Hitler – tried to evoke an image of modesty. The Soviet dictator went so far as to publicly denounce his own cult and to suppress some of the veneration offered to him by his comrades. Like the mainstream of historical research, Plamper correctly interprets Stalin's "modesty" as part and parcel of the

leader cult itself. The making of Stalin's portraits forms the core of the second part of the book. Using extensive archival evidence Plamper tries to reconstruct how portraits of the leader were commissioned and approved. The author points to the central role of Soviet Defense Commissar Kliment Voroshilov who early on offered his patronage to loyal artists. In this role, he also brokered access to scarce resources and to the leader himself. While artists were certainly among the privileged in Stalinism, their work was subjected to various levels of control before it could be released for public consumption. The absence of a market for the arts did not suppress competition: During the 1930s there were various contests for official portraits. This was also the time of monumental exhibitions of socialist realist art that prominently featured the leader's portraits. Plamper carefully recounts the making of individual portraits as well as the establishment and the problems of an official canon. Finally, the author examines the role of the audience. He uses comment books and celebrity evenings to get a glimpse of popular opinion about cultic artifacts. The comment book was one of the ways that allowed the population to respond to the leader cult. The audience could also express its feelings about various kinds of

Staliniana or it could meet those actors who portrayed the leader in the movies of the late 1940s. While these sources provide some interesting insights, the author rightly admits that we cannot and will not be able to fully reconstruct the impact of the cult on the Soviet population. Plamper's book, however, first and foremost confirms the assertion that Stalin himself controlled and masterminded the various aspects of the cult. Plamper can also show that – as in other spheres of Soviet society – patronage and personal relations played an important role.

Jan Plamper's study is an important contribution to the history of the Stalin-cult. It will serve as a basis for further comparison of European and indeed global modern leader cults. The author's integration of visual sources and his mastery of the art historical aspects of the cult make it a unique achievement in the field. Further research will need to integrate Plamper's arguments into the broader fabric of the leader cult in Soviet history which also includes e.g. its role in the mobilization of the populace, its canonical texts, the international dimension of the cult, the effects of the cult on the post-Stalinist USSR, and its interaction with other European leader cults.

Jan C. Behrends, Potsdam

FELICITAS FISCHER VON WEIKERSTHAL Die „inhaftierte“ Presse. Das Pressewesen sowjetischer Zwangsarbeitslager 1923–1937. Wiesbaden: Harrassowitz, 2011, 528 S., Ktn., Abb., Tab., Graph. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 77. ISBN: 978-3-447-06471-2.

Das im Juni 2011 fertig gestellte, zur Diskussion anregende Buch basiert auf einer 2009 an der Ruhr-Universität Bochum verteidigten Dissertation über die im Solovecker Lager und im Belbaltlag zwischen 1923 und dem Beginn des „Großen Terrors“ 1937 herausgegebenen Zeitungen „Perekovka“, „SLON“ und „Novye Solovki“. Die Ergebnisse dieser Auswertung der Jahrgänge 1924–1926 der Zeitung „Die neuen Solovki“, der Jahrgänge 1929–1930 der Zeitung „Das Solovecker Lager z.b.V.“ und der

Jahrgänge 1935–1936 der Zeitung „Umschmieden“ finden sich in den Kapiteln IV (Presseorgane), V (Themen der Lagerpresse) und VI (Häftlingspresse als Quelle).

Erklärtes Ziel der umfangreichen Studie ist eine Neubewertung des sowjetischen Lagersystems. In den drei ersten Kapiteln wird die Anfangsphase des Lagersystems in Sowjetrußland rekonstruiert. Anhand ausgewählter Presseorgane und Lager arbeitet die Verfasserin „die Bedeutung der Kulturerziehung innerhalb des Lageralltags und der auf Wiedereingliederung der Häftlinge ausgerichteten sowjetischen Strafvollzugspolitik“ heraus. (S. 25) Reiches kulturelles Leben stand mit dem Besserungsgedanken in Verbindung, so das Leitmotiv der Untersuchung. „Kulturelle Tätigkeiten blieben fester Bestandteil des Lagerlebens, als im

Zuge der forcierten Industrialisierung die Ausnutzung der im Lager vorhandenen Arbeitskraft in den Vordergrund rückte.“ (S. 109) Fortschrittliche Theorien fanden Ende der 1920er Jahre „im Politbüro keine Unterstützung [...] Allerdings wäre es falsch, von der Praxis Rückschlüsse auf die Theorie zu ziehen und hierin das Ende des Besserungsansatzes zu sehen.“ (S. 125)

Ausgehend von dieser Arbeitshypothese unternimmt Felicitas Fischer von Weikersthal den Versuch, Defizite in der von ihr herangezogenen und ausgewerteten Fachliteratur über den Gulag zu benennen und zurechtzurücken. Hierzu gehören die politisch-ideologischen Hintergründe und Aufgaben der „von Häftlingen und für Häftlinge“ gestalteten Lagerpresse, die Motivation zu Mitarbeit, die Interaktion zwischen Häftlingen und Lagerleitung, der Wahrheitsgehalt der Berichterstattung sowie die Spielräume der Autoren, um nur einige Fragen herauszugreifen. Untersucht werden Autoren, Themen und Erinnerungen von Häftlingen und von Mitarbeitern der Lagerverwaltung. Da die Autorin nicht in Behördenarchiven arbeiten konnte, waren ihr nur jene Materialien zugänglich, die sich in den von „Memorial“ angelegten Archiven befinden. Ihre Antworten bleiben „hypothetisch“ (S. 228) da „aufgrund der Quellenlage nicht alle Fragen umfassend und im Detail beantwortet werden können, darunter im Besonderen die Frage nach den Motiven der Häftlinge und der Rezeption der Häftlingspresseorgane“. (S. 178) Die Hinweise auf die Redaktionsmitglieder fallen daher spärlich aus; deren Herkunft ist „bis dato nicht zu klären“, nur in Ausnahmefällen sind „genauere Informationen“ bekannt. (S. 204–207)

Schon deshalb ist es bedauerlich, dass, verglichen mit den anderen von der Autorin ausführlich kommentierten und kritisierten Publikationen über den Gulag in den 1930er bis 1950er Jahren, dem Buch von Josef Brodskij über die Geschichte von Solovki – insbesondere den darin enthaltenen Häftlingserinnerungen – nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuteil wird. Eine Erklärung, warum diese ausgeblendet werden, bleibt F. Fischer von Weikersthal, die daraus lediglich Angaben zur

Häftlingsbelegung zitiert, dem Leser schuldig.

Im Kapitel über die sowjetischen Lager im Zeitraum 1917–1941 (behandelt wird die Zeitspanne zwischen 1923 und 1936) werden die Rahmenbedingungen der sowjetischen Lagerpresse skizziert. Dabei rückt die Kaderschmiede der Moskauer Hauptverwaltung Lager Solovki, zu Recht als Experimentierfeld in den Blick. Hier gab es bekanntlich nicht nur eigene Presseorgane sondern auch Lagergeld. (S. 70) Die hier Dienst tuenden Tschekisten waren Herren über Leben und Tod der Häftlinge. Auf dem als Folterhöhle verschrienen Archipel hatten die durch den Bürgerkrieg geprägten Tschekisten das Sagen. (S. 136) Offen bleibt, welchen Erfahrungsschatz die von den Solovcker Inseln in andere Lager versetzten Tschekisten mitnahmen und weitergaben. Diese in der Fachliteratur benannte Forschungslücke hat die Autorin nicht schließen können. Schließlich fällt das mit der 5-Jahresplanung einhergehende Aufblühen des Gulagsystems in der UdSSR mit dem Ende von Solovki zusammen. (Vgl. hierzu S. 191–194) Solovki steht – so eine These von Felicitas Fischer von Weikersthal – für die „vorstalinistische Form des Strafvollzugs“. (S. 108) Die hier praktizierte Umerziehung erscheint nach Meinung der Autorin in einem neuen Licht, wenn sie in Bezug zum Gesellschaftsbild der Bolševiki gesetzt wird: (S. 112) Denn: „Die Lager des GULAG dienten nicht ausschließlich der Unterdrückung.“ (S. 114)

Da nicht alle Jahrgänge der ausgewerteten Zeitungen komplett erhalten, keine Redaktionsarchive überliefert (S. 247) und nicht alle Archivalien zugänglich sind, hat sich die Verfasserin vor allem auf die Materialien der Parteiorganisationen der von ihr untersuchten Lager gestützt. Diese in den staatlichen Gebietsarchiven aufbewahrten Bestände sind weitgehend zugänglich. Alle anderen, in Behördenarchiven überlieferten Akten sind für ausländische Forscher nur eingeschränkt bzw. nicht mehr zugänglich. Das erklärt das Fehlen einer Analyse der tatsächlich an der Konzeption und Herstellung der Lagerzeitungen beteiligten Personen sowie des Kräfteverhältnisses zwischen Politabteilung und 3. Abteilung in der

Administration des Lagers.

Wie sich die Interaktion zwischen der Moskauer Hauptverwaltung und den einzelnen Lagern gestaltete, hing nicht zuletzt von diesem Kräfteverhältnis ab. In der vorliegenden Studie ist generalisierend von „der Lagerverwaltung“ (S. 197, 202) die Rede; es fehlt eine Analyse der unterschiedlichen Interessenlagen- und -gruppierungen innerhalb der Administration.

Der „Große Terror“ machte dem kulturevolutionären Impetus auch auf den Solovecker Inseln ein Ende. Das von Maxim Gorki herausgegebene Buch über den Kanalbau und der auf dem Archipel produzierte Propagandafilm (S. 147 ff.) gerieten schnell in Vergessenheit. Warum hatte niemand mehr ein Interesse daran, die eingestellten Blätter wieder zum Leben zu erwecken? Schließlich handelte es sich bei den nach 1939 in den Lagern herausgegebenen Zeitungen um reine Informationsorgane der Administration, in denen die Einbeziehung der

Häftlinge kaum noch eine Rolle spielte. Hier kamen die im Lager eingesetzten Facharbeiter und ihre Kooperationspartner aus staatlichen Forschungseinrichtungen zu Wort. „Im dualen System von Besserung und Zwangsarbeit bekam letztere das Übergewicht.“ (S.78) – hebt die Verfasserin richtig hervor.

Ungeachtet der unbeantwortet bleibenden Fragen ist es der Autorin gelungen, Material zum Vergleich mit anderen Lagerzeitungen und zur Untersuchung der Arbeit der Politorgane zusammenzutragen. Somit wird es in Zukunft möglich sein, nicht nur die Einhaltung der von oben vorgegebenen Gestaltung und die Untergliederung der Zeitungen in Rubriken, sondern auch die Steuerung einzelner Pressekampagnen und die Vorgabe von zentralen Themen für die Berichterstattung über die Lagerwirtschaft in einer Presse zu untersuchen, die als „eigenständiger, gleichberechtigter Teil des sowjetischen Pressewesens“ (S. 287) vorgestellt wird.

Wladislaw Hedeler, Berlin

BERND GREINER / CHRISTIAN TH. MÜLLER / CLAUDIA WEBER (Hrsg.): Ökonomie im Kalten Krieg. Hamburg: Hamburger Edition, 2010. 528 S. = Studien zum Kalten Krieg, 4. ISBN 978-3-86854-225-7.

Der vorliegende umfangreiche Sammelband mit hochkarätigen und international bekannten Autoren erscheint zum richtigen Zeitpunkt. In der Tat, auch rund zwei Jahrzehnte nach Ende des Kalten Krieges wissen wir noch relativ wenig über die wirtschaftliche Seite dieses Konflikts. Umso mehr verwundert es einen, dass unter den 25 Beiträgen nur eine Minderheit eine klare wirtschaftshistorische Ausrichtung hat. Dies muss nicht unbedingt ein Mangel sein, doch hätte der Leser angesichts des Titels mehr fundierte Wirtschaftsgeschichte mit den entsprechenden quantitativen und statistischen Angaben erwartet.

Das Niveau der Aufsätze ist insgesamt hoch, doch fehlt ein wenig der rote Faden. BERND GREINER gelingt es in seiner Einleitung nicht, alle Beiträge auf einen Nenner zu bringen, und so stehen sie trotz aller Qualitäten

eher isoliert voneinander im Raum. Da Wirtschaftsarchive weniger sensibel sind als Militärarchive und deshalb im Regelfall besser zugänglich, überrascht es ein wenig, dass nur eine Minderzahl der Aufsätze auf Archivrecherchen der Verfasser beruht. Der Schwerpunkt der Darstellungen konzentriert sich auf den späten Kalten Krieg, doch aus wirtschaftshistorischer Sicht erscheint gerade der Übergang von der Kriegswirtschaft des Zweiten Weltkriegs und vom Nachkriegswiederaufbau hin zur Wirtschaft des Kalten Krieges als fast schon interessanter als die Spätphase. Bekanntlich durchlief beispielsweise Sowjetunion eine schwere Nachkriegskrise einschließlich einer letzten großen Hungersnot, doch über diese Phase erfahren wir insgesamt zu wenig. Weiterhin findet die spannende ökonomische Integration ehemaliger Kriegsgegner in Ost und West keine Berücksichtigung.

Der Band ist in drei Teile geteilt, der erste widmet sich der sogenannten Dritten Welt. So loblich das Bemühen ist, die Länder an den Anfang zu stellen und angemessen zu behandeln, so sehr muss der weitgehend bipolare

Zugang dieses Sammelbandes kritisiert werden. Es geht mit wenigen Ausnahmen nämlich um die Aktivitäten der beiden Supermächte in dieser Region. Es fehlen Fallstudien dazu, wie Großbritannien oder Frankreich sich im Kontext des Kalten Krieges sowie der Dekolonialisierung gegenüber ihren ehemaligen Kolonien verhielten und versuchten, informelle ökonomische Imperien aufzubauen. Als positiv sollte erwähnt werden, dass sowohl China als auch ökologische Fragen wiederholt thematisiert werden.

Der zweite Teil behandelt die ökonomischen Auswirkungen des Kalten Krieges auf die Zentren – die USA und die UdSSR. An dieser Stelle stört der bipolare Zugang am stärksten, wenn auch die Beiträge zu den beiden Staaten selbst solide sind. Warum werden West- und Osteuropa sowie die neutralen Staaten ausgespart? Die Historiographie zum Kalten Krieg hat sich in den letzten Jahren immer stärker dahin bewegt, von einer Vielzahl von Spielern, die auf unterschiedlichen Ebenen miteinander agierten, auszugehen. Der vorliegende Band reduziert die Realität wieder auf nur zwei Supermächte. Ein wenig verwundert es, dass sowohl die USA als auch die UdSSR trotz immenser Verteidigungsausgaben ökonomisch kaum unter dem Kalten Krieg gelitten haben sollen (FORDHAM, GREGORY). Bezüglich der sowjetischen Ökonomie besteht noch das Problem, dass wir nur über sehr grobe Schätzungen der Wirtschaftsleistung verfügen, von denen die beste diejenige des CIA eben aus dem Kalten Krieg ist. Auf diese eher vorläufigen Daten beziehen sich wiederholt auch die Verfasser der entsprechenden Beiträge. Die Einbeziehung anderer Staaten, seien sie Mitglied der NATO, des Warschauer Paktes oder neutral, wäre dringend angeraten gewesen, um der Enge einer bipolaren Perspektive zu entkommen.

Der dritte Teil thematisiert den Handel während des Kalten Krieges. Wir erfahren, dass der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe

praktisch gescheitert ist (DANGERFIELD) und lesen auch über verschiedene Beispiele des West-Ost-Handels sowie über Handelsbeschränkungen. Es fehlt jedoch ein Beitrag über die ökonomische Integration Westeuropas! Diese wird anscheinend für so selbstverständlich gehalten, dass ihre Geburt im Kalten Krieg nahezu übersehen wird.

Der vorliegende Band liefert sicherlich viele neue Einblicke in die Wirtschaft im Kalten Krieg, und eigentlich ist das Thema zu umfangreich, um es zwischen zwei Buchdeckeln erschöpfend zu behandeln. Leider wurden einige wichtige Aspekte wie der frühe Kalte Krieges oder die wirtschaftlichen Auswirkungen auf andere Industriestaaten außer der UdSSR und den USA ausgeklammert. Es wäre besser gewesen, auf einige Fallstudien zu verzichten und das Gesamtbild stärker zu betonen. Wirtschaftshistoriker sprechen seit langem von einem „goldenen Zeitalter“ des Westens in den Jahren von 1950 bis 1973, in dem das Wirtschaftswachstum ein nie zuvor und danach erlebtes Tempo erreicht und damit auch den Alltag tiefgreifend transformiert hat. In Osteuropa können wir eine ähnliche Phase in der Zeit von etwa 1955 bis 1975 ausmachen. Der zu besprechende Band geht jedoch auf diese außerordentlichen Wachstumsphasen und ihr Verhältnis zum Kalten Krieg praktisch nicht ein.

Trotz aller Kritik handelt es sich um einen lesenswerten Sammelband, der unser Wissen über die Wirtschaft im Kalten Krieg deutlich erweitert. Der Verzicht auf einige detaillierte Fallstudien und ein stärkerer Blick auf das Gesamtbild hätten dieser Publikation allerdings nicht geschadet. Festzustellen bleibt, dass wir erst am Anfang der Untersuchung dieses Themas stehen und die Archive sicherlich noch einige Überraschungen enthalten. Weiterhin benötigen wir für die ehemals sozialistischen Länder dringend zuverlässigere Wirtschaftsstatistiken.

Olaf Mertelsmann, Tartu

MARTIN LUTZ: Siemens im Sowjetgeschäft. Eine Institutionengeschichte der deutsch-

sowjetischen Beziehungen 1917–1933. Stuttgart: Steiner, 2011. 391 S. = Perspektiven der

Wirtschaftsgeschichte, 1. ISBN 978-3-515-09802-1.

Diese kluge und theoretisch wohlfundierte Dissertation zum deutschen Handel mit der Sowjetunion während der Weimarer Republik wendet sich an Leser mit einem Interesse für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte. Der Autor Martin Lutz wählt für seine Fallstudie die Firma Siemens als Beispiel aus, die vor dem Ersten Weltkrieg mit ihren russischen Töchterunternehmen den Elektromarkt des Zarenreichs dominiert hatte und nach der Oktoberrevolution im besten Jahr immerhin fast sieben Prozent ihres Umsatzes mit dem Export in die UdSSR erzielen konnte. Traditionellerweise wird der deutsche Außenhandel mit der Sowjetunion quasi als eine Verlängerung der Außenpolitik gesehen. Lutz gelingt es jedoch am Beispiel Siemens überzeugend, die ökonomische Eigendynamik des Handels zu belegen, wenn er auch ohne staatliche Hilfe – also Ausfallbürgschaften – kaum einen größeren Umfang hätte erreichen können.

Wie der Titel bereits andeutet, nutzt der Verfasser einen institutionellen Zugang – die Neue Institutionenökonomie, deren wahrscheinlich prominentester Vertreter der Nobelpreisträger Douglass C. North ist und die sich in den letzten beiden Jahrzehnten in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte besonderer Beliebtheit erfreut. Anders als in manchen Qualifikationsarbeiten erläutert der Autor seine theoretische Vorgehensweise nicht nur ausführlich in der umfangreichen Einleitung, sondern er wendet sie auch konsequent im Hauptteil an. Dabei versucht er erfolgreich die zugrundeliegende Theorie um eine akteurszentrierte Vorgehensweise zu erweitern, indem er das Verhalten einzelner Schlüsselpersonen analysiert. Hierfür eignet sich das Beispiel Siemens besonders gut, da auch auf sowjetischer Seite einige ehemalige Siemens-Mitarbeiter agierten wie der Volkskommissar für Außenhandel, Leonid Krasin.

Die Studie ist klar strukturiert und der Verfasser verwendet viel Mühe, um den Rahmen ausführlich zu erläutern, sei es der historische, der wirtschaftliche, der außenpolitische oder

der theoretische. Auf eine umfangreiche Einleitung folgt ein längerer empirisch-narrativer Teil, an den sich eine auf der Neuen Institutionenökonomie basierende Analyse anschließt, wobei es zu einzelnen Wiederholungen kommt. Schließlich fasst der Autor seine Ergebnisse zusammen. Lutz schreibt in einem gut verständlichen Stil, nur manchmal neigt er dazu, Fremdwörter oder englischsprachige Fachausdrücke zu verwenden, wenn diese nicht nötig wären.

Obwohl der Verfasser sowohl deutsche als auch sowjetische Quellen verwendet und seine Studie auch auf einer breiten Literaturkenntnis basiert, gelingt es ihm weitaus besser, die Perspektive der deutschen Akteure herauszuarbeiten, als diejenige der sowjetischen. Dies mag jedoch auch durch die Quellenlage bedingt sein. Den letzteren unterstellt er wiederholt ein vornehmlich ideologisches Handeln. Doch möglicherweise agierten sie im Rahmen ihres Wirtschaftsmodells ebenso zweckrational und pragmatisch wie die Siemens-Vertreter. Die gemischte Wirtschaft der Neuen Ökonomischen Politik oder die Kommandowirtschaft des frühen Stalinismus verfügten eben über eine andere Logik als das Wirtschaftsmodell der Weimarer Republik.

Der wirtschaftsgeschichtlich interessierte Leser vermisst ein wenig quantitative Angaben und Statistiken. Diese werden nur relativ spärlich eingesetzt. Die Daten zum sowjetischen Außenhandel in mehreren Tabellen stammen aus einer sowjetischen Publikation von 1960, und es stellt sich die Frage, wie zuverlässig diese ist. Umsatzzahlen und Gewinne bzw. Verluste aus dem Handel von Siemens mit der Sowjetunion hat der Verfasser rekonstruiert (S. 158–159), doch man möchte gern mehr erfahren. Gab es eine Art Risikoprämie für den Osthandel, wurde also ein höherer Gewinn wegen der unsicheren Rahmenbedingungen inkalkuliert? Wie verhalten sich die Erträge aus dem Handel mit der UdSSR zum Gesamtgewinn?

Trotz dieser kleinen Einwände ist Lutz eine beeindruckende Studie gelungen, deren theoretischer Anspruch auch für andere, vergleichbare Untersuchungen vorbildlich sein sollte. Sie-

mens konnte auch nach dem Regimewechsel in Russland an alte Kontakte und Erfahrungen anknüpfen; trotzdem blieb der sowjetische Markt eher marginal für das Unternehmen mit der Ausnahme der Periode der Weltwirtschaftskrise. Beide Seiten hätten von einem intensivierten Handel profitieren können, doch aus verschiedenen institutionellen, ökonomischen und politischen Gründen ließ sich dies nicht umsetzen. Die Machtübernahme Hitlers beendete nicht über Nacht diese Geschäftsbeziehungen. Sowohl Siemens als „transnationaler Akteur“ (Lutz) als auch einzelne Persönlichkeiten spielten eine wichtige Rolle. Dies rechtfertigt die vorgenommene akteurszentrierte Erweiterung der Neuen Institutionenökonomie. Im Unter-

suchungszeitraum erfolgte ein enormer institutioneller Wandel, an den sich beide Seiten anpassen mussten, was wiederum die Auswahl der theoretischen Grundlage als besonders gelungen erscheinen lässt.

Dieses Buch stellt eine anspruchsvolle und anregende Lektüre dar. Für Leser ohne entsprechende Vorkenntnisse ist es sicherlich nicht einfach, der Argumentation im Detail zu folgen, obwohl der Autor viel Aufwand für ausführliche Erläuterungen verwendet. Trotzdem kann der Verfasser nur gelobt werden für sein Bemühen, sich ernsthaft um eine fundierte theoretische Grundlage für seine Untersuchung zu bemühen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

Die UdSSR und die deutsche Frage 1941–1949. Dokumente aus russischen Archiven. Band 4: 18. Juni 1948 bis 5. November 1949. Hrsg. von Jochen P. Laufer und Georgij P. Kynin. Bearb. von Jochen P. Laufer unter Mitarbeit von Kathrin König und Reinhard Preuß. Berlin: Duncker & Humblot, 2012. CXXX, 736 S. ISBN: 978-3-428-13853-1.

Bei vorliegender Dokumentenpublikation handelt es sich um ein Projekt der „Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen“, deren Bände 1–3 bereits in dieser Zeitschrift (Heft 4/2007, S. 621–624) besprochen wurden. In der Besprechung vom Jahr 2007 wurde auf das grundlegende Problem dieser Quellenpublikation hingewiesen, nämlich auf den fehlenden freien Zugang zu den Akten. Der Umstand, dass deutschen Forschern ein ungehinderter Zugang zu Findbüchern und Akten nicht gewährleistet wird und demzufolge notgedrungen russische Historiker zwischengeschaltet werden, die wiederum akzeptieren müssen, was ihnen von den jeweiligen Archivaren vorgelegt wird, ist auch bei Band 4 eine so auffällige Besonderheit, dass darauf für die Bewertung und Nutzung der vorgelegten Publikation hingewiesen werden muss. Hinzu kommt, dass die Masse der publizierten Dokumente (125 von insgesamt 181) aus dem Ar-

chiv für Außenpolitik der Russländischen Föderation (AVPRF) stammt, d.h. aus der Provenienz des Außenministeriums, wo die sowjetische Deutschlandpolitik zwar exekutiert, aber nicht konzipiert und beschlossen wurde. Weitere 34 bzw. 18 Dokumente entstammen dem Russländischen Archiv für soziale und politische Geschichte (RGASPI) bzw. dem Staatsarchiv der Russländischen Föderation (GARF). Nur zwei Dokumente stammen hingegen aus dem Archiv des einstigen Zentrums der Macht, dem Präsidentenarchiv der Russländischen Föderation (APRF), während das Zentrale Militärarchiv des Ministeriums für Verteidigung der Russländischen Föderation (CAMO) den Herausgebern völlig unzugänglich blieb (S. C), was noch so manche ‚Leiche‘ in den dortigen Archivbeständen vermuten lässt. Weil grundlegende Archivalien in Russland selbst heute nicht oder nur sehr eingeschränkt genutzt werden dürfen, herrscht z.B. immer noch eine gewisse Unklarheit darüber, wer eigentlich die sowjetische Deutschlandpolitik konzipierte (S. XXXV–LXIII), Stalin oder Molotov?

Zusätzlich zu den erwähnten Problemen traten zwischen den russischen und deutschen Historikern bei der Analyse und Bewertung der vorgelegten Akten anscheinend erhebliche Meinungsverschiedenheiten auf, worauf die von JOCHEN P. LAUFER und ALEKSEJ M. FILITOV in Band 4 jeweils separat vorgelegten

Vorworte schließen lassen. Die vorgelegten Dokumente der Jahre 1948/49 umfassen nämlich einen besonders interessanten Zeitraum, die „Berlin-Krise“, die erste große internationale Krise des Kalten Krieges. Diese Krise beeinflusste nicht nur die weitere Entwicklung in Europa und die Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion nachhaltig, sondern in diesen Zeitraum fiel auch die Vorgeschichte der Entstehung sowie die Gründung der Bundesrepublik und der DDR. Insofern wurde neben den politischen Dokumenten zur Berlin-Krise auch Informationsmaterial der SMAD zur innerdeutschen Situation in den Band aufgenommen. Während etwa die auf eine gewisse Versöhnlichkeit, keinesfalls auf einen Bruch hinstrebenden Direktiven für die sowjetische Delegation zur Pariser Außenministerkonferenz vom Mai 1949 (Dokumente Nr. 121–124, S. 352 ff.) über die grundlegenden sowjetischen außenpolitischen Ziele jener Zeitperiode Auskunft geben, beweisen andere Dokumente wie der Bericht des SMAD-Beraters Gribanov über die „antisowjetische“ Tätigkeit der Berlin-Brandenburger Bischofs Dibelius, dass es kaum ein innerdeutsches Problem gab, auf welchem nicht das wachsame Auge sowjetischer Funktionsträger ruhte. Sehr pragmatisch präsentierten sich sowjetische Diplomaten zudem in der

Umsiedlerfrage. In dem auf S. 39 veröffentlichten Dokument Nr. 17 vom 7. Juli 1948 beispielsweise wird aus der sowjetischen Besatzungszone über den Abschluss der Umsiedlung der Deutschen aus Ungarn und das Eintreffen der letzten knapp 50.000 vertriebenen Ungarndeutschen berichtet, wobei Berichterstatter Smirnov besonders die Zahl der Arbeitsfähigen in Höhe von 23.552 Personen berichtenswert erschien.

Der Wert der vorgelegten Dokumentensammlung hängt insbesondere davon ab, wie repräsentativ die vorgelegten Dokumente im Verhältnis zu den nichtpublizierten sind. Da Aleksej M. Filitov in seinem Vorwort (S. LXXV) die Auffassung durchblicken lässt, die auch die publizierten Dokumente nahelegen, dass die „Haltung der Deutschen selbst“ das größte Hindernis für eine Einigung der Sowjetunion mit den Westmächten bezüglich Deutschlands Zukunft gewesen sei, ist bei der Benutzung vorliegenden Bandes die notwendige Quellenkritik nicht zu vernachlässigen. Die Herausgeber und Bearbeiter des Bandes 4 verdienen trotz dieser kritischen Bemerkungen Respekt und Anerkennung für ihre editorische Leistung.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

IRIS ENGEMANN: Die Slowakisierung Bratislavas. Universität, Theater und Kultusgemeinden 1918–1948. Wiesbaden: Harrassowitz, 2012. 288 S., 5 Abb., 32 Tab. = Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, 22. ISBN: 978-3-447-06640-2.

Die heutige slowakische Hauptstadt Bratislava machte in den letzten 150 Jahren eine abenteuerliche Entwicklung durch. Sogar in Ostmitteleuropa, einer Region, die sich im 20. Jahrhundert nicht gerade durch politische und demographische Kontinuitäten auszeichnet, nimmt das lange dreisprachige Preßburg/Pozsony/Prešporok diesbezüglich eine Sonderstellung ein. War die ungarische Provinzstadt Mitte des 19. Jahrhunderts noch mehrheitlich deutschsprachig, so setzte nach dem österreichisch-

ungarischen Ausgleich von 1867 eine starke Magyarisierung ein, sodass Pozsony zu Beginn des Ersten Weltkriegs beinahe zur Hälfte von Ungarn bewohnt wurde. Die für die Stadtbevölkerung überraschende Eingliederung der Stadt in die Tschechoslowakei durch die Pariser Friedensverträge wirkte als Auslöser für den Zuzug Tausender Tschechen und Slowaken. Während der Ersten Tschechoslowakischen Republik war das umbenannte Bratislava damit so multikulturell wie nie zuvor. Dies änderte sich allerdings schnell wieder, denn nach 1939 wurden in der nominell eigenständigen Slowakei, die jedoch als Satellitenstaat stark vom Dritten Reich abhängig war, Tschechen ins Protektorat Böhmen und Mähren ausgewiesen, und Juden erst in ihren Rechten eingeschränkt und ab 1942 zu Tausenden in deutschen Kon-

zentrationen lagern ermordet. Durch die Vertreibung der Deutschen und der meisten Ungarn 1945/46 war Bratislava nach dem Krieg plötzlich eine slowakische Stadt.

Die Slowakisierung Bratislavas war natürlich nicht nur Folge von Vertreibung und Mord, sondern auch politisches Programm. Iris Engemann stellt in der vorliegenden Studie diesen Prozess der politischen Nationalisierung vom Anfang der Ersten Republik 1918 bis zur kommunistischen Machtübernahme 1948 dar. Zeitlich schließt sie damit an ELEONÓRA BABEJOVÁS einflussreiches Buch „Fin-de-Siècle Pressburg“ an, das die nationale Entwicklung der Stadt bis 1914 behandelt. Anhand dreier zentraler Institutionen – der Universität, des Theaters und der religiösen Kultusgemeinden – untersucht Engemann die „Wahrnehmung der Stadt in nationalen Kategorien und [das] Bestreben zur Veränderung des ihr zugeschriebenen nationalen Charakters“ (S. 16). Ihr Ansatz geht über den Rahmen einer traditionellen Institutionengeschichte hinaus und versucht, die Institutionen in einer sozialhistorischen Perspektive in gesamtgesellschaftliche Entwicklungen einzubeziehen (S. 32). Insbesondere Engemanns Darstellung der Universität und des Theaters überzeugt durch die Analyse umfassender Quellenmaterialien in den drei Sprachen der Stadt und zeigt diese „Bastionen im Kampf um die Nationalisierung“ (S. 261) sowohl als Spielbälle der Politik als auch ihrerseits als Schulen der Politisierung. Während anfangs die Demagyarisierung im Vordergrund stand – die Elisabeths-Universität war erst kurz vor dem Krieg als ungarische Hochschule neu gegründet worden und das Stadttheater hatte seit 1911 hauptsächlich ungarisch gespielt – so spiegelten diese Einrichtungen im Laufe der 1920er Jahre den stärker werdenden Konflikt zwischen Slowaken und Tschechen. Vor allem aus personellen Gründen waren die Lehrkräfte der Comenius-Universität mehrheitlich aus dem westlichen Landesteil rekrutiert, und auch das sogenannte Slowakische Nationaltheater spielte bis in die späten 1930er Jahre fast ausschließlich auf Tschechisch. Die tschechoslowakistische Staatsideologie, die Tschechen und Slowaken als zwei Äste derselben Nation

betrachtete, schlug sich beispielsweise darin nieder, dass beide Sprachen von einem Lehrstuhl für die (praktisch nicht existente) tschechoslowakische Sprache vertreten wurden (S. 103). Nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch das Münchner Abkommen und der Gründung des faschistischen Slowakischen Staates kam es im kulturellen Bereich zu weitreichenden Säuberungen von Juden und Tschechen und eine stärkere Anlehnung an Nazi-Deutschland, sowohl im Wissenschaftsbetrieb wie auch am Theater (z.B. durch eine längere deutschsprachige Spielsaison und Gastspiele von reichsdeutschen Ensembles). Engemann betont allerdings, dass bis zu einem gewissen Grad demokratische Strukturen beibehalten wurden und daher „von keiner völligen Durchherrschung des Universitätsbetriebs zu sprechen“ sei (S. 118). Nach dem Krieg zeigt sich die stärkere Orientierung an der Sowjetunion schon vor der kommunistischen Machtübernahme 1948 beispielsweise an einem erhöhten Anteil sowjetischer Stücke im Spielplan des Theaters.

Die Analyse der städtischen Kultusgemeinden fällt in Engemanns Studie etwas aus dem Rahmen. Dies liegt zum einen an der übernationalen Struktur dieser Institutionen, denn die sprachlichen Grenzlinien liefen quer durch die Konfessionen – in allen vier nationalen Gruppen gab es Katholiken, Lutheraner und Juden. Deswegen wirkten sich national- wie staatspolitische Eingriffe hier ambivalenter aus als an Universität und Theater. So kam es beispielsweise bei den Katholiken durchaus zu einer gewissen Slowakisierung, vor allem im Bereich der Priesterweihe und Sprachenordnung. Trotzdem blieb die Gemeinde ihrem übernationalen Anspruch treu und es kam „zu keiner tiefgreifenden Politisierung des Gemeindelebens“ (S. 213). Zum anderen betrachtet Engemann hier drei einzelne Institutionen als Ganzes, was im Vergleich zu den anderen zwei Kapiteln zwangsläufig zu Lasten von Differenzierung und Detailfülle geht. Dies ist insbesondere bei der Behandlung der Bratislavaer jüdischen Gemeinde der Fall, für die auch noch die meisten Archivquellen während des Krieges vernichtet wurden. Gerade deswegen ist es ver-

wunderlich, dass sich Engemann hier fast ausschließlich auf die neologische Gemeinde konzentriert, obwohl die orthodoxe zahlenmäßig stärker war. Ihre Begründung, die neologische Gemeinde lasse „im Gegensatz zur streng religiösen Orientierung der Orthodoxie eine stärkere Auseinandersetzung mit ‚weltlichen‘ nationalen Fragen“ (S. 224) erwarten, überzeugt im Kontext des nahenden Zweiten Weltkriegs nicht. Gerade im Vergleich mit der prägnanten Argumentation der ersten Kapitel fehlt dem Abschnitt über die Kultusgemeinden daher etwas die argumentative Kohärenz, was zu weiterführender Forschung einlädt.

Dass Engemann ihre Untersuchung nicht mit dem Zweiten Weltkrieg enden lässt, mag ungewöhnlich erscheinen, dennoch kann dadurch der extreme Wandel der Stadt in nur 30 Jahren noch deutlicher gemacht werden. Von 1918 bis 1948 entwickelten sich Universität und Theater von (deutsch-)ungarischen

über tschechoslowakistische und slowakische zu tschechoslowakischen Institutionen und spiegelten damit die gesamtgesellschaftliche Entwicklung wider. Allerdings wäre manchmal ein stärkerer Rückgriff auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nützlich gewesen. Engemann geht beispielsweise nicht näher darauf ein, dass, wie Babejová in ihrem Buch zeigt, das Theater bereits seit dem Ausgleich von 1867 ein nationaler Zankapfel zwischen Deutschen und Ungarn gewesen war. Für die Zwischenkriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit jedoch zeichnet der vorliegende Band fundiert und gut lesbar die nationale Entwicklung Bratislavas nach. Außerdem profitiert das Buch von prägnanten und nützlichen Zusammenfassungen nach jedem Teilkapitel, sowie einer umfangreichen Tabellensammlung und einigen Landkarten.

Felix Jeschke, London

Handbuch der Religions- und Kirchengeschichte der böhmischen Länder und Tschechiens im 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Martin Schulze Wessel und Martin Zückert. München: Oldenbourg, 2009. XXXIV, 950 S. ISBN: 978-3-486-58957-3.

Die Kirchengeschichte setzt sich als modernes Forschungsthema mit den entsprechenden Themen, Fragestellungen und Methoden nach der Wende in der tschechischen Geschichtswissenschaft nur langsam durch. Viele Themen werden im Land selbst erstmals diskutiert, die gesamte Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern musste neu konzipiert und geschrieben werden. Zeitgeschichte diene in vielen Fällen eher zur Äußerung dringender subjektiver Gefühle als zur möglichst objektiven Aufarbeitung einer geschichtlichen Materie. Schon in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre entstand im Umkreis von Historikern, die sich im engeren oder weiteren Sinn mit Kirchengeschichte beschäftigten, die Idee eines Handbuches zur Kirchengeschichte der böhmischen Länder vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Dieses sollte unter der

Schirmherrschaft des Historischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften vorbereitet werden, was leider scheiterte. Das hier vorgestellte Handbuch kann aber als ein wichtiger Schritt zur Erreichung dieses Zieles verstanden werden.

Das Handbuch der Religions- und Kirchengeschichte entstand in Kooperation tschechischer und deutscher Experten und beschreibt nicht nur das konfessionelle Leben. Es ist in einen breiten gesellschaftlichen Kontext eingebettet worden. Das Handbuch bleibt nicht auf das 20. Jahrhundert beschränkt. Der erste Teil richtet in vielen Texten den Blick logischerweise zurück auf die Lage im 19. Jahrhundert.

Die Gliederung des Handbuches besteht aus drei Ebenen. Nach dem Vorwort folgt die umfassende, aber übersichtliche Einführung von Martin Schulze Wessel in Religion und Politik in den böhmischen Ländern und Tschechien im 20. Jahrhundert. Es folgt eine Auswahlbibliographie, die vielleicht in diesem Fall überflüssig ist, denn auf der zweiten Ebene begleiten passende Auswahlbibliographien die einzelnen Zeitabschnitte. Es folgen Beiträge über Kirchen oder konfessionelle Problematik.

ken in verschiedenen Zeitperioden. Über die Wahl der geschichtlichen Meilensteine wäre in einem Fall zu diskutieren, ob es nicht logischer wäre, die Jahre 1938–1948 auf zwei Zeitabschnitte (1938–1945 und 1945–1989) aufzuteilen. Andererseits ist diese Gliederung für die Endperiode der Existenz der „deutschen Kirchen“ in Böhmen doch wiederum sinnvoll.

Wie bereits erwähnt, ist für das Verständnis der Texte zur ersten Periode 1918–1938 die Entwicklung der Kirchen im 19. Jahrhundert wichtig. Das wird schon in der Einleitung (PAVEL MAREK Verhältnis zwischen Staat und Kirchen) deutlich. Denn trotz aller Deklarationen entstand doch der neue Staat als Nachfolger der Habsburgermonarchie. Es war unmöglich, alles neu aufzubauen, und besonders die ersten Jahre sahen eine komplizierte Entwicklung, vor allem wegen der weitreichenden Veränderungsvorstellungen des Staates – in erster Linie im Verhältnis zur katholischen Kirche – und der alltäglichen Realität. In diesem Kontext ist auch der zwar kurz gefasste, aber sehr illustrative Beitrag von MARTIN SCHULZE WESSEL über das Entstehen und die Entwicklung der Tschechoslowakischen Kirche sehr wichtig. Der Beitrag „Die Deutsche evangelische Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien.“ (MARIA HEINKE-PROBST) hätte etwas mehr Sorgfalt verdient. Es fehlen darin auch neuere tschechische Arbeiten zum Thema.

Die Aufsätze zur zweiten Periode 1938–1948 liefern solide Grundlagen zu diesem jahrelang vernachlässigten Forschungsthema. Hier erweist sich die tschechisch-deutsche Kooperation besonders fruchtbar. Nur bei dem Abschnitt „Kirchliches und religiöses Leben in den an Deutschland angegliederten Territorien“ (LAURA HOLZWIMMER) drängt sich die Überlegung auf, ob es für die sehr unterschiedlichen Regionen einen zusammenfassenden Nenner geben kann.

NADA BOŠKOVSKA: Das jugoslawische Makedonien 1918–1941. Eine Randregion zwischen Repression und Integration. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2009, 392 Seiten, ISBN 978-3-205-78355-8.

Der Zeitabschnitt 1948–1989 ist selbstverständlich außerordentlich komplex, aber ihm wurde in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit gewidmet. Trotz aller Schwierigkeit ist diese Materie in dem Sammelband sehr ausgewogen und übersichtlich ausgebreitet.

Das Kapitel „Kirchen und Religion bei den Vertriebenen Sudetendeutschen“ ist als Ergänzung, als Grundlageninformation zu verstehen; so auch die überwiegend soziologische Sonde „Religion in der Tschechischen Republik nach 1989“.

Das Handbuch ist ein ‚Ergebnis des Möglichen‘. Es stützt sich auf die älteren Forschungen der tschechischen Geschichtswissenschaft (in erster Linie aus dem Umkreis von Theologen und Kirchenhistorikern) sowie auch beispielsweise auf die wichtigen Forschungen des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus). Überwiegend werden aber neue Forschungen präsentiert. Das Handbuch verweist aber selbstverständlich auch auf offenkundige Forschungslücken. Im Anhang befinden sich inhaltsreiche Statistiken, Daten und ein Register. Ob nicht zur größeren Anschaulichkeit der Informationen zu einigen Themen Karten hätten ergänzt werden könnten, ist sicher eine berechtigte Frage. Die Verfasser des Handbuches haben sich entschieden, der Übersichtlichkeit halber auf solche Ergänzungen zu verzichten. Eine Auswahl aus den hunderten relevanten Karten und anderen Unterlagen wäre eine außerordentlich schwierige Aufgabe, die zudem auch unvermeidlich Diskussionen hervorrufen würde.

Es ist ein großes Verdienst, in relativ kurzer Zeit ein so umfangreiches Werk für Fachleute wie auch für interessierte Laien vorgelegt zu haben.

Kristina Kaiserová, Ústí nad Labem

In den Balkankriegen 1912/13 eroberte Serbien Vardar-Makedonien, das territorial etwa der heutigen Republik Makedonien entspricht. Nach der bulgarischen Besatzung im Ersten Weltkrieg wurde dieses Gebiet 1918 Teil des

neu gegründeten Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen. Welche Politik verfolgte Belgrad gegenüber Makedonien, das über 500 Jahre Teil des osmanischen Reiches gewesen war, und wie reagierte die lokale Bevölkerung hierauf?

Nada Boškovska geht diesen Fragen in der vorliegenden Monographie nach, die ihre überarbeitete Habilitationsschrift darstellt. Ihr Ziel ist es, vor dem Hintergrund der innenpolitischen Herausforderungen des Königreichs – zum einen der Notwendigkeit, Makedonien staatlich zu durchdringen und in den neuen Staat zu integrieren, und zum zweiten, einen gewissen Ausgleich zwischen den sehr unterschiedlichen Regionen des Staates zu finden – herauszuarbeiten, welche Bedeutung Belgrad Vardar-Makedonien beimaß und wie sich der Integrationsweg darstellte. Inwieweit wurde versucht, Makedonien politisch und kulturell zu dominieren und wirtschaftlich auszubeuten? Oder war das vorrangige Ziel der staatlichen Politik, die Region zu modernisieren, das heißt wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell zu fördern und politische Partizipation zu ermöglichen? Für ihre Analyse lehnt sich die Autorin an das Konzept der „inneren Peripherie“ an, bei dem mit Blick auf Wirtschaft, Gesellschaft, Religion, Ideologie und Politik gefragt wird, ob die Bedingungen in einer bestimmten Region innerhalb eines Staates so organisiert sind, dass die Menschen im Zentrum zu Lasten dieser Region profitieren. Während die makedonische Geschichtsschreibung davon ausgeht, dass Belgrad eine Assimilierung Makedoniens auf rein repressivem Weg verfolgte, geht Boškovska der Frage nach, „inwiefern auch andere Wege zur Integration des Südens beschritten wurden“ (S. 33). In ihrer Arbeit konzentriert sie sich auf die slawo-makedonische Bevölkerungsgruppe und legt den zeitlichen Schwerpunkt auf die Dreißigerjahre, die bisher weniger intensiv erforscht wurden als die Jahre davor. Die zentrale These ihrer Arbeit ist, dass Belgrad mit seinem Ziel, innerhalb der slawo-makedonischen Bevölkerung ein serbisches Nationalbewusstsein aufzubauen – in den Zwanzigerjahren in erster Linie mit Propagandamitteln und Repression, in den Dreißigerjahren auch durch bescheide-

ne, aber oft nicht realisierte Investitionen –, scheiterte und die „serbische Diskriminierungspolitik“ (S. 365) zu einer wesentlichen Stärkung des slawo-makedonischen Zusammengehörigkeitsgefühls beitrug. Der erfolgreiche Ausbau der nationalen makedonischen Identität nach dem Zweiten Weltkrieg war, wie sie betont, nicht das Werk der Kommunistischen Partei und Titos; schon in der Zwischenkriegszeit hatte das makedonische Nationalbewusstsein breite Bevölkerungsgruppen erfasst.

Die Arbeit basiert auf einer breiten und beeindruckenden Quellengrundlage. In erster Linie wurden Bestände des jugoslawischen Staatsarchivs in Belgrad sowie des makedonischen Staatsarchivs und des Archivs des Instituts für Nationalgeschichte in Skopje ausgewertet, ergänzt durch Material aus Belgrader Archiven, das ebenfalls in Skopje in Kopie vorhanden ist. Daneben werden britische Bestände des Public Record Office und einige Dokumente aus dem Archiv der Außenpolitik der Russischen Föderation in Moskau ausgewertet, die eine Außenperspektive ermöglichen. Diese Außenperspektive ergänzt die Autorin durch publizierte Werke ausländischer Beobachter. Außerdem wertet sie die zeitgenössische Publizistik, Zeitungen und Zeitschriften aus der Zwischenkriegszeit aus. Von Bedeutung sind auch die Erinnerungen einiger Politiker, während gleichzeitig Selbstzeugnisse von einfachen Menschen kaum vorhanden sind. Einen Einblick in die Gedankenwelten dieser Menschen bieten einige Briefe und Bittschriften.

Zunächst geht Boškovska in ihrer Einleitung neben der Darlegung der Zielsetzung ihrer Arbeit, des Forschungsstandes und der Quellenlage auf den Begriff Makedonien und dessen Verwendung seit dem 15. Jahrhundert ein. Sie macht deutlich, dass sich Gelehrte aus der Region bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit Sprache und Kultur auseinandersetzten und von einem „makedonischen Volk“ sprachen. Wichtig ist es ihr zu zeigen, dass sich die Selbstbezeichnung „Makedonier“ bei den christlichen Slawen zur Zeit der Gründung des SHS-Staates 1918 bereits etabliert hatte, wobei damit möglicherweise „ein bereits explizites Nationalbewusstsein“ gemeint sein

konnte, oder aber lediglich ein „regionales Zugehörigkeitsgefühl“ (S. 19), das aber mit einer eindeutigen Unterscheidung von anderen ethnischen Gruppen verbunden war. In ihrer Arbeit verwendet Boškowska deshalb für die slawische Bevölkerung den Begriff Makedonier.

Das Werk ist dann in sechs Hauptkapitel unterteilt, denen ein Kapitel mit Schlussbetrachtungen folgt. Die ersten beiden Hauptkapitel sind der politischen Geschichte gewidmet und behandeln die Zwanzigerjahre (S. 38–91) und die Dreißigerjahre (S. 92–164). Die folgenden Hauptkapitel sind thematisch gegliedert und untersuchen Wirtschaft und Finanzen (S. 165–205), die Landwirtschaft (S. 206–263), das Bildungswesen (S. 264–312) sowie Verkehr und Kommunikation (S. 313–366). Boškowska zeigt, dass der Staat kein „Konzept für die wirtschaftliche Entwicklung“ (S. 346) hatte; erst nach 1935 könne von einer „eigentlichen und umfassenden Wirtschaftspolitik“ (S. 347) gesprochen werden, deren Ziel es war, die ökonomische Lage in Makedonien zu verbessern. Dennoch konnten in der Landwirtschaft keine wesentlichen Verbesserungen erreicht werden; die Region exportierte weiterhin vorwiegend Rohstoffe, eine verarbeitende Industrie war praktisch nicht vorhanden. Investitionen in Verkehrs-Infrastruktur waren bescheiden und wirkten sich lediglich auf wenige städtische Zentren, vor allem Skopje, aus. Die Autorin konstatiert insgesamt eine „in ihrer milderen Form paternalistische und überhebliche, ansonsten aber kolonialistische Einstellung der Zentrale gegenüber Makedonien“ (S. 344). Die Bemühungen, über den Ausbau des Bildungswesens ein serbisches Nationalbewusstsein in der Bevölkerung zu verankern, misslangen. Aber auch das Angebot einer jugoslawischen Identität wurde nicht angenommen. Der „Hauptgrund für den Misserfolg, Vardar-

Makedonien zu assimilieren“, liegt nach Meinung der Verfasserin darin, „dass die Politik nicht integrierend war, sondern bis zuletzt kolonialistische Züge trug und ausbeuterisch blieb. Es kam nicht zu einer Emanzipation und Partizipation der Einheimischen“ (S. 354). Sogar auf der lokalen Verwaltungsebene stammten die Beamten häufig aus anderen Landesteilen; bis 1939 kam kein einziger Minister aus Makedonien, und auch die Parlamentarier, die in Makedonien von den serbischen Parteien zur Wahl aufgestellt wurden, stammten oft nicht aus der Region. Die lokale Intelligenz sah in der Folgezeit in einer Autonomie Makedoniens einen möglichen Weg. Abschließend hält Boškowska fest, „dass es nicht möglich ist, einer Bevölkerung von außen ein nationales Bewusstsein zu oktroyieren, wenn dies auf rein ideologischem und repressivem Weg versucht wird“ (S. 365).

Boškowska überzeugt mit ihrer angenehmen lesbaren und detaillierten Studie der Zwischenkriegszeit in Vardar-Makedonien. Aussagekräftige Zitate bereichern die Analyse und vermitteln dem Leser ein lebendiges Bild; mehrere zeitgenössische Fotografien bieten einen zusätzlichen Einblick in die damalige Zeit. Hervorzuheben ist außerdem der Anhang mit Karten und das umfangreiche Register, das nicht nur Personen- und Ortsnamen, sondern auch thematische Begriffe umfasst. Anzumerken wäre, dass Vardar-Makedonien durch die Fokussierung auf die slawo-makedonische Bevölkerung einen ethnisch und konfessionell allzu homogenen Eindruck erweckt, was nicht der Fall war. Albaner und Türken werden nicht ausführlich behandelt. Der Ansatz von Boškowska könnte hier sicherlich gewinnbringend angewendet werden und zu weiteren Untersuchungen anregen.

Eva Anne Frantz, Wien

PATRICK HYDER PATTERSON: *Bought and Sold. Living and Losing the Good Life in Socialist Yugoslavia*. Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2011. XVII, 351 S., 45 Abb. ISBN: 978-0-8014-5004-4.

Im Laufe der sechziger und noch hineinreichend in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kam (nicht nur) in Jugoslawien unter dezidiert links positionierten und sich marxistisch orientierenden Intellektuellen ein neues Dilemma in die ideologischen Debatten.

Der erstaunliche wirtschaftliche Aufschwung seit den fünfziger Jahren betraf in vielen westeuropäischen Gesellschaften explizit auch breite Teile der Arbeiterschaft, die sich zunehmend in so etwas wie eine (Massen-)„Konsumgesellschaft“ integriert sahen. Dies hatte vielfältige Folgen – auch ideologische. Aus marxistischer Sicht standen ja die Armut und Ausbeutung der Arbeiterklasse am Ausgangspunkt jeder revolutionären Entwicklung. Wenn nun aber die Arbeiterklasse selbst (und das noch dazu im kapitalistischen System) wachsende Prosperität und „Konsumismus“ genoss, sie manchen linken Kritikern sogar „aristokratisiert“ erschien, welche Folgerung sollte man daraus für die global angestrebte Ausweitung und Etablierung des sozialistischen Gesellschaftsentwurfs ziehen?

Mit dieser Frage setzten sich damals auch im sozialistischen Jugoslawien linke Intellektuelle (viele von ihnen waren der sogenannten *Praxis*-Gruppe zugehörig) auseinander. Sie taten dies allerdings nicht nur mit Blick auf die Entwicklung im „Westen“. Sie taten es auch mit Blick auf das eigene Land. Denn die „Massen“ in Jugoslawien schienen nicht wenigen dieser kritischen Analysten „gefangen im Fieber von Konsum und Geldverdienen“, wie dies sogar auch einer der führenden zeitgenössischen Historiker der siebziger Jahre in Jugoslawien, Dušan Bilandžić, in seiner „Geschichte der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien“ auf den Punkt bringen wollte. War Jugoslawien, das mit seinem – eigentlich ausgesprochen ideologisierten – Selbstverwaltungssozialismus einen eigenen Weg zur sozialistischen Gesellschaftsordnung zu realisieren trachtete, gleichzeitig auch auf dem Weg, eine Konsumgesellschaft zu werden? War das gut oder schlecht?

Für viele der intellektuell-marxistischen Kritiker in Jugoslawien war es nicht einfach, das Für und Wider von Wohlstandsverbreiterung und sich erweiternder Konsumkultur angemessen einzuordnen. Zumeist überwog letztlich bei den meisten die Skepsis. Gegen den Konsummusschub, der den jugoslawischen Alltag damals immer mehr zu prägen schien, brachte man verschiedene Einwände vor. Die

Kritik war ideologisch begründet. Der Selbstverwaltungssozialismus würde immer stärker von einer Logik des Marktes durchdrungen, der die sozialen Gegensätze nicht abbauen, sondern immer mehr verstärken würde. Und so wäre es im Grunde der Selbstverwaltungssozialismus selbst, so die Kritiker, der nicht mehr Gleichheit, sondern mehr Ungleichheit in Jugoslawien schaffen würde. Zudem sei aus der Sicht der Kritiker das Streben nach immer mehr Konsum sogar ins Zentrum der politischen Rationalitäten gerückt. Nutzen daraus ziehe vor allem das führende Parteiestablishment. Das titoistische Regime würde die Gesellschaft auf diese Weise „ruhig stellen“, anstatt eine politische Partizipation unter den Vorzeichen eines sozialistischen Bewusstseins aktiv zu befördern. Denkt man diese Gedankengänge weiter, so war dies eine Fundamentalkritik am „Titoismus“. Diesem warfen die linken Kritiker schlicht vor, die Entwicklung einer Konsumgesellschaft systematisch zu organisieren bzw. zu befördern, um damit bequem auch die eigene unumschränkte und unhinterfragte politische Dominanz zu legitimieren und zu festigen, was Hand in Hand mit einem „ideologischen Verrat“ an den eigentlichen Werten und Zielen des Sozialismus gehe.

In dieser Form wurde die Kritik am Selbstverwaltungssozialismus von den führenden Zirkeln um Tito damals in den sechziger und siebziger Jahren auch verstanden. Dies vor Augen, erstaunt auch nicht die Repression, mit der die Partei letztlich gegen diese Form der intellektuellen Kritik am Selbstverwaltungssozialismus reagierte. Aber war diese Kritik wirklich zutreffend? Im jugoslawischen Selbstverwaltungssystem sollten in der Theorie ja vor allem die Werktätigen selbst die wichtigsten Entscheidungen in ihrem Betrieb und Umfeld treffen. War es tatsächlich so, dass der Bund der Kommunisten Jugoslawiens die Entwicklung einer Konsumgesellschaft in Jugoslawien zum Zwecke eigener Machtsicherung in gewisser Weise ‚top down‘ zu etablieren suchte und ihm das in erstaunlicher Weise dann so auch gelang? War die jugoslawische Konsumgesellschaft also ein verwirklichter Plan des herrschenden titoistischen Systems (wie das in

Rückblicken auf den jugoslawischen Sozialismus recht unhinterfragt nicht selten einfach postuliert wird)?

Eine Antwort auf diese und auch viele andere Fragen gibt in erfrischend geschriebener, theoretisch fundierter sowie empirisch sehr reich abgestützter Form Patrick Hyder Patterson in dem hier besprochenen Buch. Patterson zeichnet die Dynamiken nach, wie so etwas wie Konsumkultur zu einem herausragenden Charakteristikum des jugoslawischen Wegs zum Sozialismus wurde und welche sozialen, kulturellen und politischen Konsequenzen damit verbunden waren. Klar widerspricht er dabei u. a. der oben reflektierten These eines ‚Masterplans‘ des Regimes, der hinter dieser Entwicklung stand. In allen möglichen Formen kam im Gegenteil unentwegt Kritik aus unterschiedlichsten Segmenten des Einparteiensystems und seiner Organe an einer stetig wachsenden Konsumorientierung in der jugoslawischen Gesellschaft. Dass diese gut sei, das behauptete in der Partei in öffentlichen Reden eigentlich kaum jemand. Konsumkritik blieb bis zum Ende ein fixer Bestandteil der politischen Rhetorik der Partei. Gleichzeitig war man in der politischen Führung aber dennoch auch stolz darauf, dass der jugoslawische Selbstverwaltungssozialismus es den Massen eben doch ermöglicht habe (insbesondere auch im vergleichenden Blick auf andere sozialistische Länder, aber nicht nur auf diese), ein so hohes Niveau von Wohlstand zu genießen.

Aber was waren die treibenden Kräfte dafür, dass sich in Jugoslawien letztlich der Sozialismus so eng mit Konsumkultur verband, so dass letztere sogar (ganz besonders auch für die eigene Bevölkerung im Land und nicht nur für die Betrachter von außen) ein zentrales Merkmal des ‚jugoslawischen Wegs‘ wurde? Patterson verweist dabei zum einen auf die wirtschaftliche Entwicklung, die durch immens hohe Wachstumsraten gekennzeichnet war. Doch in nachvollziehbarer Weise legt er in der Folge dann dar, wie stark darüber hinaus die Entwicklung einer spezifischen Branche dazu beitrug, den Weg in Richtung Konsumkultur zu bereiten: Gemeint ist die Marketingindustrie. Ohne diese, so eine zentrale These im vor-

liegenden Buch, wäre die so prägnante Entwicklung von Konsumkultur im sozialistischen Jugoslawien so nicht möglich gewesen. In keinem anderen sozialistischen Land hatte Marketing nur ansatzweise so einen Stellenwert wie im sozialistischen Jugoslawien. Marketing entwickelte sich im (insbesondere auch zum Westen) ‚offenen‘ Jugoslawien zu einer Schlüsselindustrie innerhalb des Wirtschaftssystems. Ab den fünfziger Jahren und dann immer stärker in den nachfolgenden Jahrzehnten waren es sehr stark ‚am Westen‘ orientierte Formen des Marketings (in eigenen Marketing- oder Medienbetrieben organisiert oder als Teil von sozialistischen Konzernen), die nicht nur die Produkte unterschiedlicher sozialistischer jugoslawischer Firmen bewarben, sondern dabei implizit der Gesellschaft auch das aktuellste ‚Bild der Moderne‘ – deren Ästhetik, Werte, Begehrlichkeiten etc. – zu vermitteln trachteten. Und das tat diese Industrie, sehr stark inspiriert an den Trends, die man damals primär mit der Orientierung auf den ‚Westen‘ beobachtete. Immer wieder unter dem Druck und eingeehgt von ideologischer Kritik prosperierte Marketing dennoch und wurde ein zentraler Bestandteil des ‚Yugoslav Way of Life‘. Das vorliegende Buch gibt tiefe Einblicke in genau diese Entwicklung. Es beschreibt sehr detailliert die bescheidenen Anfänge der Marketingindustrie noch aus den Trümmern nach dem 2. Weltkrieg heraus und die dann im Vergleich zu anderen sozialistischen Ländern beispiellose Expansion hin zu einer Branche, die den öffentlichen Raum und den jugoslawischen Sozialismus entscheidend mitprägte. Patterson beschreibt des weiteren auch die Spezifik der jugoslawischen Variante von Konsumkultur, die im Großen und Ganzen auf ‚die breite Masse‘ bzw. auf eine breite Mittelschicht ausgerichtet war. Nicht Elitismus beschreibt er als ihr entscheidendes Kennzeichen, sondern eine Markt- und Konsumkultur, an der möglichst viele Teile der Bevölkerung teilhaben sollten. Und das schien trotz vieler Widersprüche bis in die späten siebziger Jahre auch gar nicht so schlecht zu funktionieren. Obwohl es das ‚moderne‘ Leben im urbanen Raum war, auf das alle in der Werbung vermittelten Bilder, Rollen

und Werte ausgerichtet waren, blieb die jugoslawische Konsumkultur nicht auf das städtische Leben beschränkt, sondern erfasste auch den Alltag der Menschen auf dem Lande – bis hinein in die vielen sogenannten „peripheren“ Landesteile.

Diese „goldene Zeit“, als über professionelles Marketing (meist bescheiden bleibende) Konsumbedürfnisse breiten Teilen der Gesellschaft vermittelt wurden und gleichzeitig real auch erreichbar waren, ging in den achtziger Jahren zu Ende. Das Marketing hatte sich, wie Patterson zeigt, immer auf eine jugoslawische Konsumgesellschaft orientiert. So war die Waren- und Konsumwelt (wie etwa auch jugonostalgische Publikationen über die Ikonen des sozialistischen jugoslawischen Konsums sehr schön veranschaulichen) über Republikgrenzen hinweg nicht wirklich unterschiedlich und schuf so auch über die Konsumsymbole des Alltags ein stetes „jugoslawisches Erlebnis“. Mit der Krise des politischen Systems und der sozialistischen Wirtschaft ergaben sich im Laufe der achtziger zwangsläufig neue Realitäten und enttäuschte Erwartungen. Mangel statt Konsum wurde nun für große Teile der Staatsbevölkerung zunehmend die zu bewältigende Alltagsrealität. Welche Dynamiken sozialer Desintegration dies auslöste – auch hierauf nimmt die vorliegende Arbeit Bezug.

„Bought and Sold“ von Patrick Hyder Patterson ist eine Forschungsarbeit, die schon vor der Publikation noch als Dissertationsschrift (und in Form von Auszügen in publizierten Artikeln) große Neugierde hervorgerufen hat. Nun als Buch vorliegend, kann man sagen: zu Recht. Ausgehend von einer detaillierten Analyse der professionellen Produzenten von

(Konsum-)Wünschen, d. h. der Marketingbranche, vermittelt es einen Eindruck davon, wie sich ein „Yugoslav Dream“ im Laufe der sozialistischen Jahrzehnte in der Innendynamik des ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Alltags entfalten, entwickeln und verändern konnte. Zwar sind die Reflexionen mitunter sehr ‚dicht‘ und nicht frei von wiederholten Bezugnahmen auf schon diskutierte Sachverhalte. Aber eben dadurch gibt der Autor wirklich tiefergehende Einsichten und eröffnet so neue Perspektiven. Die Kurzformen der Kapitelüberschriften machen recht gut deutlich, wohin die Überlegungen gehen. Sie beziehen sich auf die Entwicklung der jugoslawischen Konsumkultur (das „It“ in den genannten Überschriften) in der sozialistischen Ära und lauten: „Getting It“, „Living It“, „Making It“, „Selling It“, „Fearing It“, „Taming It“, „Fighting It“, „Loving It“, „Needing It“. Patrick Hyder Patterson verbindet in vielschichtiger Form die Wirkung globaler/westlicher/jugoslawischer Marketing- und Konsumkultur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Analysen unterschiedlicher innerer Dynamiken in der jugoslawischen Gesellschaft und Politik dieser Zeit. Ihm ist ohne Zweifel ein ausgesprochen lesenswertes Buch über das sozialistische Jugoslawien gelungen! Über die Grenzen der Disziplinen von Geschichte, Ethnologie, Kulturwissenschaft, Soziologie oder Politologie wünscht man diesem Buch eine breite Leserschaft. Nicht zuletzt hilft es auch mit zu verstehen, in welchen Bezügen man sich so etwas wie das „sozialistische Erbe“ in seiner jugoslawischen Variante vielleicht vorstellen kann.

Hannes Grandits, Berlin

STEPHANIE KOWITZ-HARMS: Die Shoah im Spiegel öffentlicher Konflikte in Polen. Zwischen Opfermythos und Schuldfrage (1985–2001). Berlin, Boston: de Gruyter, 2014. 247 S. = Europäisch-jüdische Studien. Beiträge, 4. ISBN: 978-3-11-027437-0.

Seit den achtziger Jahren war Polen wiederholt Schauplatz öffentlicher Konfrontationen über

den eigenen Standpunkt zum nationalsozialistischen Judenmord. Dabei ging es um Vorwürfe einer moralischen oder gar aktiven Schuld von Angehörigen des polnischen Volks „im Hinblick auf die Judenvernichtung“ (S. 213), die umso schwerer wogen, als sie im Gegensatz zu einem historisch gewachsenen Helden- und „Opfermythos“ standen. Stephanie Kowitz-Harms möchte darlegen, wie die polnische Ge-

sellschaft mit diesem von der Autorin festgestellten Widerspruch umgegangen ist.

Nach einer Einleitung über den „theoretischen Rahmen“, in der an Elias Canettis Idee eines „Massensymbols“ angeknüpft wird, folgen Begriffsdefinitionen und ein Rückblick auf das 19. Jahrhundert. Sodann zeichnet die Verfasserin unter „Diskussionen“ verschiedene Stationen nach, an denen – ihrer Meinung nach – die „Shoah“ in Polen Anlass für „öffentliche Konflikte“ gewesen ist: von den publizistischen Debatten der achtziger Jahre bis zur hitzigen Auseinandersetzung anderthalb Jahrzehnte später über das Massaker von 1941 in Jedwabne. Im folgenden Kapitel stehen die „Argumentationsstrategien“ im Mittelpunkt mit Bezug auf die drei Aspekte Judenrettung, Antipolonismus und den Vorwurf, Juden hätten stets den Kommunismus unterstützt. Die von ihr ausgewählten Schlüsselbeiträge von Claude Lanzmann (1985), Jan Bloński (1987), Michał Cichy (1994) und Jan Gross (2001) werden dabei jeweils analysiert und ausgiebig zitiert und zu ausgewählten Presseartikeln aus Polen in Beziehung gesetzt. Somit legt die Verfasserin eine vergleichsweise ausführliche Zusammenfassung der sie interessierenden publizistischen Auseinandersetzungen vor, wie es sie in deutscher Sprache bislang nicht gegeben hat.

Die Verfasserin erklärt, das „zentrale Thema“ ihrer Untersuchung sei „die nationalsozialistische Judenvernichtung auf polnischem Boden“, also ein „Aspekt der polnischen Vergangenheit“, der „von wechselseitiger Unwissenheit überschattet worden“ sei (S. 22). Am Ende ist der Verfasserin freilich entgegenzuhalten: Es geht bei den Debatten vom Ausgang des kommunistischen Regimes in Polen bis „Jedwabne“ eigentlich nicht um Juden oder den von Deutschen im besetzten Polen ins Werk gesetzten Judenmord, sondern vielmehr darum, wie sich das polnisch-jüdische Verhältnis unter den Bedingungen gestaltete, die beiden Volksgruppen seit 1939 aufgezwungen wurden. Also um die Frage: Haben sich die Polen – wie im Widerstand gegen deutschen Eroberungsdrang – auch hier ‚bewährt‘? Und zugleich um die Zweifel daran, zunächst von einzelnen kritischen Geistern, dann auch sei-

tens der Nachgeborenen, die das darüber Mitgeteilte nicht in Übereinstimmung zu bringen vermochten mit Geschehnissen, für die nachweislich Polen die Verantwortung trugen. Das heißt, die Auseinandersetzungen hatten stets auch mit Antisemitismus zu tun – dem der Zwischenkriegsjahre, dem von den nationalsozialistischen Machthabern instrumentalisierten, dem der unmittelbaren Nachkriegsjahre, sowie mit den Ausprägungen, in denen er danach weiter existierte, und mit den Tabus, die die Volksrepublik einer freien Rede auferlegte. Letztendlich sind diese Fragen eng verbunden mit dem Selbstverständnis polnischer Identität beziehungsweise dem Wandel, den dieses am Ende der Nachkriegszeit durchgemacht hat. Folglich dürfte man mehr Erkenntnisse zu diesem Punkt erwarten als die knappen Ausführungen über das „Identitätskonzept“ (S. 211ff.) hergeben.

Wenig hilfreich ist es, wenn Kowitz-Harms „Historische Hintergründe“ jeweils im Schnelldurchgang abhandelt und auch die umfangreichen „Reaktionen polnischer Historiker“ in der Debatte um Jedwabne auf dreieinhalb Seiten verknüpft. Die Angaben zur Opferzahl von Juden und Nicht-Juden aus Polen während der NS-Besatzung sind nicht stimmig (vgl. S. 38, 46). „Polen“ gab keineswegs „bereits Anfang Oktober [1939] seine Kapitulation bekannt“ und war auch nicht „fünfeinhalb Jahre“, sondern – in den östlichen Landesteilen – gerade einmal zweieinhalb Jahre „von deutschen Truppen besetzt“ (S. 37). Der von der Autorin zitierte angeblich „genaue Wortlaut“ der Verordnung über Aufenthaltsbeschränkungen im Generalgouvernement vom 15. Oktober 1941 (S. 122) entspricht nicht dem amtlichen Original. Dass zu den als *szmalconnicy* bezeichneten Erpressern von Juden auch jene zählten, die Juden Zuflucht gewährten (S. 90), ist unzutreffend – ebenso wie die Behauptung, die Deutschen hätten erst nach dem 2. Oktober 1944 mit der systematischen Zerstörung Warschaus begonnen (S. 82, Anm. 110). Unkenntnis grundlegender Gegebenheiten aus der jüdischen Geschichte Polens im 20. Jahrhundert schlägt sich zuweilen in grob vereinfachenden und mehrfach irreführenden Behauptungen

nieder (siehe S. 44 über die Lage von 1939 an: „Die Juden werden von den deutschen Soldaten in Ghettos zusammengetrieben und vor den Augen der polnischen Bevölkerung ermordet.“). Der Publizistik entlehnt ist dieses oft aufdringlich wirkende historische Präsenz. Hinzu kommen vergleichsweise viele Druckfehler und stilistische Unzulänglichkeiten (etwa S. 210, wo es heißt, es lasse sich „keine Abkehr [...] des [sic!] polnischen Martyriums erkennen“, oder S. 217: Es „hätten vielen [sic!] Polen Angst vor der Rückgabe jüdischen Eigentums und der Aufdeckung unwürdigen Verhaltens während des Zweiten Weltkrieges gehabt“). An einer Stelle scheint gar eine Notiz aus dem Manuskript stehen geblieben zu sein (S. 12, Anm. 41). Mit dem hier allgegenwärtigen Begriff „Judenvernichtung“ sollte die Verfasserin sorgsamer umgehen, da es sich auch um ein Wort der NS-Propaganda handelt. Die Forschungsliteratur berücksichtigt Kowitz-Harms nur selektiv. Zudem ist anlässlich ihres zweiten Buchs zum „polnischen Opfermythos“ (vgl. STEFANIE KOWITZ: *Jedwabne. Kollektives Gedächtnis und tabuisierte Vergangenheit*. Berlin 2004; dazu auch KLAUS-PETER FRIEDRICH: *Deutsche Stimmen zur „Jedwabne“-Debatte in Polen. Eine Bilanz*, in: *Zeitschrift für Genozidforschung* 6 (2005), 2, S. 8–41) einmal mehr darauf hinzuweisen, dass es hier weniger um einen Mythos, sondern um ein ausgeprägtes

und anhaltendes *Opferbewusstsein* geht. Und dieses machte sich auch unter antisemitischem Vorzeichen bemerkbar, wobei Polen sich nicht nur von Deutschen und Russen, sondern auch von ‚den Juden‘ verfolgt sahen. Unbelegt ist die Behauptung, Kritiker des „Opfermythos“ hätten gefordert, „dass sich die polnische Nation [...] einer umfassenden Umerziehung unterziehen müsste“ (S. 212). Kritikwürdig ist ferner, dass Rundfunk und Fernsehen, die wesentlich mehr Menschen erreichen als die von der Autorin betrachteten Presseorgane, in dieser Untersuchung völlig ausgeblendet werden.

Die „Auswertung“ am Ende lässt den Leser etwas ratlos zurück, da ihm hier kein klärendes Resümee geboten, sondern ein weiteres Buch vorgestellt wird, das sich mit der Erinnerungskultur unserer östlichen Nachbarn kritisch auseinandersetzt. Abschließend geht es um Umfrageergebnisse. Waren 2008 lediglich 6 % der Teilnehmer einer Meinungsumfrage „der Ansicht, dass ‚nur wenige Polen Juden gerettet, aber viele sie verfolgt haben‘“ (S. 220), so dürfte sich diese Zahl in Zukunft weiter erhöhen. Denn die Forschungsarbeiten der letzten anderthalb Jahrzehnte – vor allem aus Polen – haben zahlreiche neue, belastbare Fakten zum polnisch-jüdischen Verhältnis an den Tag gebracht. Schade nur, dass sie in dieser Darstellung so wenig gewürdigt werden.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

Rezensionen online | *jgo.e-reviews* auf www.recensio.net

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als *jgo.e-reviews* 2014, 4 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

Rossijskaja imperija ot istokov do načala XIX veka. Očerki social'no-političeskoj i ekonomičeskoj istorii / Red. koll. A. I. Aksenov [etc.]. (Kimitaka Matsuzato)

MILDA ALIŠAUSKIENĖ / INGO W. SCHRÖDER (ed.): *Religious Diversity in Post-Soviet Society. Ethnographies of Catholic Hegemony and the New Pluralism in Lithuania*. (Gerd Stricker)

LILIYA BEREZHNYAYA / CHRISTIAN SCHMITT: *Iconic Turns. Nation and Religion in Eastern European Cinema since 1989* / Ed. by Liliya Berezhnaya and Christian Schmitt. (Jan Tesař)

ROBERT BIRD / CHRISTOPHER HEUER / TUMILO MOSAKA (ed.): *Vision and Communism. Viktor Koretsky and Dissident Public Visual Culture*. (Ernst Wawra)

ULF BRUNNBAUER / HANNES GRANDITS (ed.): *The Ambiguous Nation. Case Studies from Southeastern Europe in the 20th Century*. (Maria Todorova)

- MAXIMILIAN EIDEN: Das Nachleben der schlesischen Piasten. Dynastische Tradition und moderne Erinnerungskultur vom 17. bis 20. Jahrhundert. (Matthias Cichon)
- LUCIEN J. FRARY / MARA KOZELSKY (ed.): Russian-Ottoman Borderlands. The Eastern Question Reconsidered. (Max Trecker)
- O. GLAGOLEVA / I. ŠIRLE (Hg.): Dvorjanstvo, vlast' i obščestvo v provincial'noj Rossii XVIII veka. (Paul Dukes)
- WENDY Z. GOLDMAN: Inventing the Enemy. Denunciation and Terror in Stalin's Russia. (Immo Rebitschek)
- JOHANNES GRÜTZMACHER: Die Baikal-Amur-Magistrale. Vom stalinistischen Lager zum Mobilisierungsprojekt unter Brežnev. (Dietmar Neutatz)
- HANS HENNING HAHN / ROBERT TRABA / MACIEJ GÓRNY (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. (Stefan Lehr)
- MELANIE ILIC: Life Stories of Soviet Women. The Interwar Generation. (David Franz)
- SERGEJ V. JAROV: Blokadnaja ětika. Predstavljenija o morali v Leningrade v 1941-1942 gg. (Dietrich Beyrau)
- DENISE KLEIN (ed.): The Crimean Khanate between East and West (15th – 18th Century). (Wolfram von Scheliha)
- ANNETTE KOSAKOWSKI: Sprachliche Konstruktionen nationaler Identität im postsowjetischen Belarus. Nominations- und Metaphernanalyse am Material belarussischer Staats- und Oppositionszeitungen (1990 bis 2001). (Mark Brügge-mann)
- FRIEDRICH LENGER: European Cities in the Modern Era, 1850-1914. / Translated by Joel Golb. (Hanna Kozińska-Witt)
- A. V. MARTYNJUK / G. JA. GOLENČENKO / O. A. JANOVSKIJ [etc.] (red. koll.): Issledovanija po istorii vostočnoj Evropy – Studia Historica Europae Orientalis. Naučnyj sbornik. (Anti Selart)
- MARIE MENDRAS: Russian Politics. The Paradox of a Weak State. (Wolfgang Mueller)
- A. MILLER / D. SDVIŽKOV / I. ŠIRLE (red.): „Ponjatija o Rossii“. K istoričeskoj semantike imperskogo perioda. (Martin Aust)
- EDUARD MÜHLE (Hg.): Studien zum Adel im mittelalterlichen Polen. (Maike Sach)
- DOUBRAVKA OLŠÁKOVÁ: Věda jde k lidu! Československá společnost pro šíření politických a vědeckých znalostí a popularizace věd v Československu ve 20. století. (Darina Majerníková)
- SERGUEI A. OUSHAKINE / DENNIS IOFFE: Totalitarian Laughter. Images, Sounds, Performers. (Henriette Reisner)
- RÜDIGER OVERMANS / ANDREAS HILGER / PAVEL POLIAN (Hg.): Rotarmisten in deutscher Hand. Dokumente zu Gefangenschaft, Repatriierung und Rehabilitierung sowjetischer Soldaten des Zweiten Weltkrieges. (Dietrich Beyrau)
- SERHII PLOKHY: The Cossack Myth. History and Nationhood in the Age of Empires. (Christophe von Werdt)
- MANFRIED RAUCHENSTEINER (Hg.): Zwischen den Blöcken. NATO, Warschauer Pakt und Österreich. (Agilolf Keßelring)
- KURT SCHARR: „Die Landschaft Bukowina“. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774-1918. (Isabel Röskau-Rydel)
- MICHAEL SCHIPPAN: Die Aufklärung in Russland im 18. Jahrhundert. (Andreas Renner)
- KARL SCHLÖGEL: Grenzland Europa. Unterwegs auf einem neuen Kontinent. (Henner Kropp)
- ANDREI P. TSYGANKOV: Russia and the West from Alexander to Putin. Honor in International Relations. (Wolfgang Mueller)
- ZBYNĚK VYDRA: Život za cara? Krajní pravice v předrevolučním Rusku. (Maria Köhler-Baur)
- CATHERINE WANNER (ed.): State Secularism and Lived Religion in Soviet Russia and Ukraine. (Johannes Gleixner)
- WERNER WESTPHAL: Sprachpolitik in den Farben der DDR. Finnland 1978-1984. Eine Fallstudie. (Thekla Musäus)
- RICHARD S. WORTMAN: The Development of a Russian Legal Consciousness. (Kirsten Bönker)
- ANDREA ZEMSKOV-ZÜGE: Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943-1953. (Jörg Ganzenmüller)